

Bureden. Von J. Trojan.

Original-Zeichnung von Paul Thumann.

Nein! Nein! das ist das Nicht'ge nicht!
So kann es nun und nimmer gehn!
Zuerst ein anderes Gesicht,
Denn dieß ist ja nicht anzusehn!
Sieh mich 'mal an! Nun — siehst du? — so
Muß das Gesicht sein: freundlich — froh!

Sie prahlen ja mit Förster's Franz,
Daß der schon weiter wär' als du.
Der liest und schreibt ja schon mit Glanz —
Heißt es — der hat das Zeug dazu.
Hast du's nicht auch? Kannst du nicht mehr,
Wenn du auch kleiner bist als der?



Du mußt nicht denken: Wär' ich doch
Zu End' erst, wär' ich doch erst frei!
Und: Jetzt sind sieben Reihen noch —
Jetzt viere noch — Jetzt nur noch drei!
Wer also denkt — glaub's — der vermehrt
Nur seine Müß' und denkt verkehrt.

So mußt du denken: Was ich jetzt
Vorhabe, das geht Allem vor.
Nun Fleiß und Schweiß darangesetzt,
Nun scharf das Auge, spitz das Ohr!
Heut' oder nie! Wenn's heut' gelingt,
Bin ich's, der jeden Preis erringt!

Sieh nur, mit Kleinem fängt man an
Und hört mit Großem endlich auf.
Wer lesen erst und schreiben kann,
Mit dem geht's weiter und hinauf.
Der kann selbst Kanzler werden — ja,
Für den sind alle Würden da.

Nun, geht's nicht besser, wird's nicht gut,
Wenn man sich recht zusammennimmt?
Nur in das Wasser erst voll Muth,
Dann merkt man gleich, wie leicht sich's schwimmt.
Und zeigst du heut' mal rechten Fleiß:
Was dann heut' wohl geschieht — — wer weiß?



Königs - Einzug.

Von

G. Chr. Dieffenbach.

Mit Initial von Paul Thumann.

Die Lerche läßt mit Jubelschall
Ihr schmetternd Lied erklingen.
„Wacht auf! Wacht auf, ihr Blüm-
lein all!“

So tönt herab ihr Singen.
„Wacht auf! Der Frühling hat im Streit
Den Winter überwunden.
Zum Einzug macht er sich bereit,
Und kommt in wenig Stunden.

Wacht auf und macht dem König Bahn,
Ihn würdig zu empfangen;
Zieht eure besten Kleider an
Und laßt die Fähnlein prangen!
Wacht auf, ihr lust'gen Vöglein all!
Heut gilt es laut zu singen;
Auf, laßt mit hellem Jubelschall
Victoria erklingen!“

Da wachen auf im Wiesenthal,
Im Wald und an den Wegen
Die lieben Blumen allzumal, —
Das ist ein lustig Regen!

Und alle schmücken sich mit Fleiß
Dem König zu gefallen,
Und Fähnlein roth, gelb, blau und weiß
Sieht überall man wallen.

Die Vöglein auch sind hurtig da,
Sie sitzen in den Zweigen
Und stimmen zum Victoria
Die Flöten und die Geigen.
So zieht im goldnen Maienschein
Und unter Fahnenwallen
Siegreich der König Frühling ein,
Begrüßt mit frohem Schallen.

Wacht auf! Wacht auf! ihr Menschen all,
Thut auf der Seele Pforten,
Empfangt auch ihr mit Jubelschall
Den König aller Orten!
Wacht auf! der Frühling hat das Leid
Des Winters überwunden;
Freut euch der Frühlings- Gnadenzeit;
Wie bald ist sie entschwunden!

Luise,

die Mutter des Deutschen Kaiserhauses.

Von Werner Sahn.

Mit Original- Zeichnungen von Woldemar Friedrich.

II.

Die Kronprinzessin von Preußen.

Der Sommer des Jahres 1793 gehörte
den kriegerischen Unternehmungen.
König Friedrich Wilhelm II. und die
beiden Prinzen, die sich verlobt hat-
ten, befanden sich ununterbrochen bei
den Truppen im Felde.

Die hochzeitlichen Feste waren für den Anfang
Deutsche Jugend. VIII.

des Winters festgesetzt. Alles, was denselben vor-
anging, die Reise der Prinzessinnen von Darmstadt,
die Ankunft und der feierliche Empfang in Potsdam,
die Vorstellung der Personen des Hofstaats, der
den Prinzessinnen fortan dienen sollte, endlich am
22. December die Fahrt nach Berlin und der Ein-
zug daselbst, alles vollzog sich der Verabredung
gemäß und in freudigster Weise.

Namentlich die Einholung in Berlin, an der

die ganze Stadt und eine große, von nah und fern zugeströmte Bevölkerung sich betheiligte, war vom ersten bis zum letzten Augenblick eine Lust und Wonne. Es war ein Festtag, von dem jeder etwas unvergleichlich Schönes für die Erinnerung gewann, — die Erinnerung an ein klares, offenes Augenpaar, das mit reinem Frieden und kindlicher Hoffnung in die Welt hineinleuchtete, an einen Gruß, in dem die Seele ihre holdesten Empfindungen sichtbar machte, an den Glanz des Schönen und Edlen, das sich wie in einem himmlischen Bilde vereinigt gezeigt hatte.

Am Ausgang der Linden war von allen Ehrenpforten die größte, reichste und stattlichste erbaut, hoch und breit, mit Haupt- und Nebendurchgängen, mit reichem Blumen- und Guirlandenschmuck, mit weithin leuchtenden Bildern und Inschriften, von Treue, Liebe und Hoffnung, von Segen redend, der von oben kommt. Und unter dieser Ehrenpforte befand sich ein lebendiges, überaus liebliches Bild. Da standen auf einem geräumigen Fußgestell, das sich nach rückwärts etwas erhöhte, übersichtlich gruppiert zwei Schaaren, eine der Knaben und eine der Mädchen, unschuldvolle, gleich heitere und fromme Gesichter. Die Knaben waren grün gekleidet mit weißen Halskrausen, die Mädchen weiß mit rothen Bändern und Schleifen, grüne Kränze in den Haaren. Der Prinzessin Luise ging das Herz vor Seligkeit über, als sie die Kinder sah.

Der Wagen hielt. Und eines der Mädchen trat bis nahe an die Kutsche. Und dann, in feierlicher Stille, begann sie ihr Gedicht zu sagen. Darin hieß es: Als der Kronprinz in den Krieg zog, haben wir alle für ihn gefürchtet und gebetet; nun ist er als Sieger und zugleich als besiegte zurückgekehrt, als Sieger über den Aufruhr und als besiegte von der reizendsten Braut. Darauf wandte sich das Gedicht mit gerader Anrede an die Prinzessin, begrüßte sie, brachte ihr Huldigungen und sprach von den Aussichten, die dieser Tag ihr und dem Volke brachte: „Heil dir! der künft'gen Welt wirst du Monarchen geben, beglückter Enkel Mutter sein!“

Bei diesen Worten konnte die Prinzessin ihre Empfindung nicht beherrschen. Sie beugte sich aus dem Wagen ein wenig vor, zog das liebe Kind näher zu sich heran und küßte es, wie ein sehr glücklicher Mensch, wie eine Mutter ihr Kind in der Freude küßt.

Es war ein wunderbarer Augenblick, da dieß geschah. Keiner, der es sah, konnte die Thränen der Rührung zurückhalten.

Die beiden Vermählungen, die gefeiert werden

sollten, fanden am 24. und 26. December statt. Der weiße Saal des königlichen Schlosses war am ersten dieser Tage von Ministern und Geheimen Räten, Generalen und Stabsofficieren, den Gesandten aller auswärtigen Mächte gefüllt, als die Prinzessin, mit der Diamantenkrone des Königreichs geschmückt, an der Hand des Kronprinzen und von dem Zuge des königlichen Hauses geleitet, eintrat. In dem Augenblick, als den Verlobten die Hände in einander gefügt wurden, begannen im Lustgarten, zur Seite des Schlosses, die 72 Kanonenschüsse zur Meldung der vollbrachten Vereinigung. Zum Spiel und zur Tafel begab sich die Gesellschaft alsdann in den Rittersaal und die angrenzenden Gemächer; endlich zum Fackeltanz, dem Beschluß des Festes, in den weißen Saal zurück. Nachdem der König und die Königin unter dem Thronhimmel Platz genommen hatten, führten, unter dem Vortritt des Oberst-Marschalls, sämtliche Minister, paarweise geordnet, jeder eine brennende weiße Wachsfackel in der Hand, das neuvermählte Paar in feierlichem, langsamem Schritte einmal um den Saal.

Der Kronprinz nahm seine Wohnung in dem kleinen Schlosse zwischen der Commandantur und dem Opernhaus, dem Zeughaus gegenüber. Aus den Formen und Mäßen, die das Gebäude heute zeigt, lassen sich die alten nicht mehr erkennen. Es ist um ein Stockwerk erhöht und nach außen hin sehr verändert worden. Damals war es ein ganz einfaches Gebäude, allerdings auf einem schönen, vielleicht auf dem schönsten Plage Berlins, aber ganz ohne Schmuck, der darauf hindeutete, daß hier der Kronprinz, der künftige König des Landes, wohne.

Ein Tag fügte sich zum anderen, und immer mehr zeigte es sich, wie sehr die Naturen der beiden Neuvermählten zu einander paßten. Dem ernstern, knappen Wesen des Kronprinzen stand die heitere, edle Vertraulichkeit der Kronprinzessin zur Seite. Vertiefte er sich in Bedenken und Sorgen, so erheiterte sie ihn mit gutem Glauben und Hoffen. Beide lebten sich mit jeder Stunde in eine innigere Art des Vertrauens und Wohlwollens, in ein glückliches, freiwilliges Einverständnis hinein.

Es war eine Ehe nach dem Worte des Herrn. Von dem trennenden Einfluß, den sonst die Etiquette des Hofes zu üben im Stande ist, ließ sich nichts wahrnehmen.

Kronprinz und Kronprinzessin nannten sich „du“. Die Anrede war in damaliger Zeit so auffallend, daß selbst der König, der, im Uebrigen ein heiterer Fürst, über vieles hinweg sah, seinem Sohne Vorstellungen deswegen machte. Vergeblich.

Es blieb bei der Rede, wie sie beiden vom ersten Tage an aus dem Herzen gekommen war. „Liebe Luise“, sagte der Kronprinz; und eben so einfach mit seinem Namen nannte ihn die Kronprinzessin. Es wollte ihnen von „königlicher Hoheit“ und dergleichen nichts über die Lippen.

Auch mit der Oberhofmeisterin, der Frau von Voß, fanden sich beide zuweilen in einem harmlosen Widerspruch. Frau von Voß war in der alten Schule feiner und strenger Etiquette erzogen. Sie betrachtete jedes Gesetz und jede Sitte als ein Heiligtum, über dem man wachen müsse.

Einstmals sprach sie offen zum Kronprinzen und beklagte namentlich, daß der Verkehr zwischen den Gemächern des Kronprinzen und der Kronprinzessin nicht immer durch sie geleitet werde.

„Ah,“ sagte der Kronprinz, „Sie meinen, — wenn ich meine Gemahlin sprechen will, so lasse ich Sie, gnädigste Frau Oberhofmeisterin, ergebenst bitten, mich bei höchster Selben, königliche Hoheit, anzumelden! Sie sind alsdann so gütig, mir Bescheid zu senden! nicht wahr? so meinen Sie es.“

Die Oberhofmeisterin nickte Beifall.

„Sehr wohl,“ fuhr der Kronprinz fort, „das können wir sogleich einrichten, denn ich wünsche meine Gemahlin zu sehen.“

Und augenblicklich entfernte sich die Oberhofmeisterin, um den Auftrag auszurichten.

Der Weg der Oberhofmeisterin ging durch den großen Corridor des Schlosses. Dem Kronprinzen dagegen stand ein kürzerer, der gerade Weg durch die Zimmer zu Gebote. Da ereignete sich das Unerhörte, daß, als Frau von Voß bei der Kronprinzessin eintrat, der Kronprinz bereits neben seiner Gemahlin auf dem Sopha saß.

Lächelnd blickte er ihr entgegen. „Sehen Sie, liebe Voß,“ sprach er freundlich, „meine Frau und ich wir sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir es wünschen, und so ist es wohl in aller ehrbaren Ordnung. Sie sind eine charmante Oberhofmeisterin, aber wir sind ein Paar gute christliche Eheleute.“

Wie einfach Kronprinz und Kronprinzessin lebten und wie anspruchslos alle Formen ihres Auftretens waren, so überraschten sie dennoch überall durch ihre bloße Erscheinung. Als ginge ein glänzendes und ein mildes Licht zugleich im Saale auf, so strahlte es, wenn sie eintraten. Der Kronprinzessin blaues Friedensauge voll Reinheit und Güte bewegte sich wie in leichtem Fluge ruhig durch den Kreis. Jeder fühlte, ihm gelte der Gruß. Das Schöne und Edle war wunderbar in ihrem Wesen gemischt.

Hier war alles echt. Der König, in Freude staunend, wie das Wesen seiner Schwiegertochter so glänzend und in so edlen Formen sich entfaltete, meinte, daß ein neuer, herrlicher Schmuck durch sie seinem Hause zu theil geworden sei, und es währte nicht lange, da begann er sie die „Fürstin der Fürstinnen“ zu nennen.

Nicht volle drei Monate nach der Vermählung feierte die Kronprinzessin ihren achtzehnten Geburtstag. Außerordentliche Huldigungen wurden ihr dargebracht. Der König namentlich hatte für sie das Schloß in Dranienburg, — vor Zeiten Landsitz der Gemahlin des großen Kurfürsten, der Prinzessin Luise von Dranien, — neu einrichten lassen. Alle Mitglieder des Hofes hatten das Beste und das am meisten Erwünschte ihr zum Angebinde gereicht. Wie zum Ueberflusse wandte sich der König, im Hinblick so vieler Geschenke, an die „Fürstin der Fürstinnen“ und fragte, ob ihr ein Wunsch, den sie gehegt habe, unerfüllt geblieben sei?

„Wenn Majestät mich fragen,“ antwortete die Prinzessin, „ja! eine große Hand voll Gold für die Armen.“

„Eine große Hand?“ fragte der König, scherzhaft lächelnd.

„Majestät,“ antwortete die Kronprinzessin, „von dem freigebigsten Herzen des Königs gemessen!“ —

Einen Theil des Sommers im Jahre 1794 brachte die Kronprinzessin im Schlosse zu Dranienburg zu. Die Kronprinzessin allein. Denn ihren Gemahl hatten die Weltereignisse wieder, als Befehlshaber der Truppen, an die Grenze des Landes und zwar diesmal nach Osten geführt. Erst im September kehrte er, nachdem der Aufstand der Polen niedergedrückt war, zurück. Den Sommer des folgenden Jahres aber verlebten sie gemeinschaftlich in Dranienburg.

Den Genuß, den das kronprinzliche Paar, beide in gleicher Weise, ersehnten, brachte ihnen dieses Geschenk doch nicht, nämlich den der ungestörten Zurückgezogenheit und des ganz anspruchslosen Lebens im Garten der Natur. Schon daß das Schloß so groß war, ein weites Gebäude, mit hochstrebendem Mitteltheil und lang gestreckten Flügeln, ferner, daß es hart an der Stadt lag, an dem belebten Haupttheil derselben, da wo die breiteste Straße sich zum Markte ausdehnt, alles dieß stimmte nicht zu ihren innersten Empfindungen. Die Kronprinzessin namentlich maß es mit den seligen Eindrücken, die sie von Broich her empfangen hatte, und der Kronprinz war von klein auf für die Freude am sparsam und mäßig Eingerichteten ebenso erzogen wie eigen gestimmt.

So geschah es, daß Kronprinz und Kronprinzessin schon im Jahre 1795 dahin übereinkamen, anders für die Sommermonate der kommenden Jahre zu sorgen. Eine Art von Paradies, wie es auf Erden möglich sei, sollte angepflanzt werden, nicht an der belebten Straße des kleinen und großen Verkehrs, vielmehr entfernt genug, daß der Wirrwarr der Arbeiten und Streitigkeiten des Lebens nicht hineindringe, aber auch nahe genug, daß Pflichten, die beide, namentlich den Kronprinzen an das öffentliche Leben knüpften, nicht versäumt zu werden brauchten.

Pareß, ein Landgut zwei Meilen von Potsdam, an der Havel gelegen, schien diese Wünsche erfüllen zu können. Da es um jene Zeit käuflich war, ließ der Kronprinz in seinem Namen unterhandeln, ließ auch ungehäumt an die Ausführung eines Wohnhauses und an die Anlage eines Gartens gehen.

Wie sehr wohl fühlten sich beide, als hier alles nach ihrem Sinne eingerichtet war! „Ich gefalle mir ausnehmend als „gnädige Frau“ in Pareß,“ sagte die Kronprinzessin zuweilen. Und der Kronprinz pflegte sich scherzhaft noch einen prunkloseren Titel beizulegen, er nannte sich hier den „Schulzen von Pareß“.

In harmlosester Weise lebten sie nicht bloß als kronprinzliches, sondern auch später als Königspaar dort auf dem Lande. Wie es bei ihrem ersten Besuch eingerichtet war, blieb es in der Folgezeit. Wenn sie am Tage des Erntefestes da waren, trennte sie nichts von Alt und Jung, von der Bewohnerschaft des ganzen Dorfes. Der Zug der Arbeitsleute mit der Erntekrone kam vom Amte vor das Schloß. Da hielt die Großmagd ihre Rede. Und wenn die Musik hernach zum Tanze erscholl, wandte sich die mild lächelnde „gnädige Frau“ und der hochgebietende Herr „Schulze“ nicht sogleich ab. Sie tanzten wohl auch einmal den Reigen mit.

Es war nicht volle vier Jahre, daß Luise Kronprinzessin war. Am 16. November des Jahres 1797 starb König Friedrich Wilhelm II., und ihr Gemahl war zum königlichen Amt berufen.

Vier Jahre — eine kurze Zeit. Doch wie vieles hatte im Schoße der königlichen Familie sich unterdessen geändert!

Die Schwester der Kronprinzessin, Friederike, bei ihrer Vermählung 16 Jahre alt, war nach zweijähriger Ehe, in Folge einer plötzlichen Erkrankung und eines schnellen Hinsterbens ihres Gemahls, des Prinzen Ludwig, Wittve geworden. Beiden, dem Kronprinzen wie der Kronprinzessin, war ein innigst befreundeter Bruder geraubt. Im Garten von Pareß

entstand nicht lange darauf ein Denkzeichen an den zu früh gestorbenen, an schattiger Stelle ein Gruftgebäude mit der Inschrift: „Er ist nicht mehr!“

Nur wenige Wochen nach diesem Tode war es, als das Gesetz der Natur ein anderes Opfer forderte. Die Königin-Wittve, die Gemahlin Friedrichs II., starb 82jährig, zu Anfang des Jahres 1797.

Hier war es der Tod, der Umgang hielt. Im Hause des Kronprinzen aber wuchs junges Leben freudig heran. Am 15. October 1795 war dem kronprinzlichen Paare der erste Sohn bescheert, der Prinz, der die Namen Friedrich Wilhelm empfing, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV.; am 22. März 1797 darauf der zweite Prinz, Friedrich Wilhelm Ludwig, der nachmalige Kaiser Wilhelm. †

Der Segensspruch jenes Kindes, das die Prinzessin Luise am Tage ihres Einzuges in Berlin so tief gerührt hatte, sollte noch während sie Kronprinzessin war, seine Erfüllung beginnen:

„Heil dir! der künft'gen Welt
Wirft du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein.“

III.

Die Königin Luise in den Jahren des Glücks.

Der erste Brief, den Luise, nachdem ihr Gemahl den Thron bestiegen hatte, an ihre Großmutter, die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, schrieb, enthält die Worte: „Ich bin nun Königin, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen.“ Dieß war in der That ihrer Seele innigstes Bedürfnis, — wohlthun, sich in die Lage derjenigen versetzen, mit denen sie in Berührung kam, einem jeden nach seinem Bedürfnis gewähren.

Diesem Zuge ihrer Seele war damit nicht genug gethan, daß sie Almosen spendete. Allerdings, dafür sorgte sie reichlich. Sie setzte die möglichst größte Summe zur Verwendung für die Armen aus, und sie beschränkte ihre eigne Haushaltung, soviel es die königliche Stellung zuließ. Sie kleidete sich für gewöhnlich in ein einfaches Mouffelin-Kleid, suchte nie nach kostbarem Schmuck in Tüchern, Spangen oder Ringen. Sie erschien wie die einfachste Frau im Lande.

Die Königin fand sich hier im innigsten Einverständnis mit ihrem Gemahl, der gleichfalls von dem Aufwand, der nach altem Herkommen an die Person des Königs geknüpft war, nichts auskommen ließ, was nicht einem allgemein menschlichen Bedürf-

niß entspricht. Die Zahl der Dienerschaft, der Gänge, die beim Mittagstisch vorgesetzt wurden, alles blieb unverändert, wie es im kronprinzlichen Hause gewesen war.

Immer, wenn die Königin zu Fuß, im Thiergarten Berlins oder in den offenen Gärten Potsdams, sich erging, waren dem Diener, der ihr folgte, zur Vertheilung unter Nothleidende, die ihr Auge traf, allerlei Geldstücke, größere und kleinere, gegeben. „Wo Noth ist, muß geholfen werden,“ war ihr Gedanke. „Ob der Arme Hilfe verdient, wer kann das abwägen und entscheiden.“ Sie dachte dabei gern an die Art, wie ihr selbst die göttliche Vorsehung gespendet habe. „Wie macht es der liebe Gott mit uns, denen er reichlich giebt? ist nicht Alles Erbarmen und Gnade?“ Wenn ihr in diesem und jenem Falle die Noth größer schien, als daß mit einem einmaligen Almosen geholfen wäre, dann sorgte sie für wiederholte Unterstützungen.

Aber, wie gesagt, diese nach Geldsummen berechenbare Geschäftigkeit war keineswegs der Hauptzug ihres Charakters. Mit einem freundlichen Blick und einem guten Worte ist ja oft mehr als mit Geld gewirkt. Und dieß war es grade, was wunderbar in ihrer Macht lag. Wie sie grüßte, war allen ein Geheimniß. Jeder glaubte, etwas Besonderes wahrzunehmen. Als wenn die Sonne aus Wolken hervorbrach, solch einen Eindruck machte das grüßende Auge der Königin.

Es war eine Kindesnatur, die unwandelbar rein blieb, wie die Jahre auch zunahmen, welchen Gang das Schicksal ihrem Leben auch anwies.

Seit dem Antritt der Regierung ihres Gemahls kam der Eindruck, den Luise in Berlin und dessen Umgegend von Anfang an gemacht hatte, allmählich über das ganze Land.

Die Königin begleitete ihren Gemahl nicht bloß auf den beiden großen Huldigungsreisen in die östlichen und westlichen Provinzen; oft fuhr sie auch mit, wenn der König zur Abhaltung eines Manövers hierhin oder dorthin sich begab. Die damalige Art des Reisens aber bot überall dem Volke, weit mehr als die jetzige, Gelegenheit, sie zu sehen, ja zu beobachten und mit ihr zu verkehren.

König und Königin fuhren zusammen. Aber nicht immer so, daß beide Eines Wagens und derselben Straße sich bedienten. Nur daß sie an dem Ziel und den größeren Hauptpunkten der Reise zusammentrafen, wurde durch einen genau entworfenen Plan vorher festgestellt. Der König fuhr schneller, rechts- und links hin, nahm an verschiedenen Orten die Truppen in Augenschein und ließ sich von den

Vorständen der Behörden Bericht erstatten. Die Königin fuhr unterdessen die grade Straße langsamer, fuhr später am Tage ab, und kehrte früher ein. Da wurde mancher kleine Ort, in dem noch nie eine Königin geweilt hatte, durch einen stundenlangen Aufenthalt Luises ausgezeichnet. Und überall hin, bis in die kleinste Hütte, verbreitete sich durch begeisterte Augenzeugen die Kunde davon, daß eine Königin im Lande herrsche, schön und freundlich wie ein Engel, huld- und liebevoll und dabei doch majestätisch wie eine Heilige.

Im Jahre 1799 kam die Königin auch in den Süden Deutschlands. Es galt, die Huldigung in Ansbach und Baireuth, ferner in Neuschafel zu empfangen, in Gebieten, die damals zum Königreich Preußen gehörten. In Frankfurt a. M., wo König und Königin auf der Durchreise einige Tage weilten, wohnten sie im Schlosse des Fürsten von Thurn und Taxis, des Gemahls der älteren Schwester der Königin. Verschiedene Glieder der verwandten Familien hatten sich eingefunden, um hier Tage freundlicher Zusammenkunft zu feiern.

Welche Erinnerungen erwachten in Luises Herzen! Hier war es ja gewesen, wo sie vor sechs Jahren den Kronprinzen von Preußen zum ersten Mal gesehen hatte!

Und noch ein anderes Glück der Erinnerung stand ihr bevor, — der Erinnerung in das Paradies der Kindheit zurück.

Das Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis war von Morgen bis Abend umstanden. Das Volk war dort nicht minder als im eigenen Lande begierig, einen Blick der bezaubernden Fürstin zu erhaschen.

Es war in einer Vormittagsstunde, da trat sie an der Hand eines Oheims mütterlicherseits aus dem Schlosse. Sie schritt langsam die Stufen hinab. Ihr Auge dankte grüßend nach allen Seiten, während sie vorüberging.

Plötzlich aber, — sie hemmte den Fuß, — erröthend und selig lächelnd schaute sie nach einer Stelle. Sie erhob die Hand. „Ah,“ sagte sie, während alle umher staunend schwiegen, „da ist ja unser Hannchen!“

Und aus ihrer bescheidenen Zurückgezogenheit trat wirklich Hannchen hervor und küßte die Hand der Königin. „Welche Freude, daß ich dich wiedersehe!“ sprach die Königin zu ihr. „Komm heute Abend zu mir, daß wir uns von Broich viel erzählen. Du weißt doch noch?“

Hannchen, die sich unterdessen verheirathet hatte und in glücklichen Umständen in Frankfurt lebte, er-

zählte der Königin Abends im Schlosse alles aus den Jahren der Trennung. Sie war bei diesem Besuche mit dem Taschentuche geschmückt, das die 15jährige Prinzessin Luise einmal auf dem Krankenbette des mütterlosen Kindes hatte liegen lassen. —

Wie natürlich, daß eine Königin dieser Art dem Volke ein Gegenstand innigster Liebe und Verehrung wurde! Hier war sie wie ein freudig begrüßter, anspruchsloser Gast der Familien im Volke, dort, an größeren Orten, wie eine Fürstin, die, im Triumphzug eingeholt, über gedrängte Massen des Volkes hinausstrahlte. Und immer war sie dieselbe, Unschuld und Güte im Herzen.

Wie natürlich auch, daß sie dem Volke mehr wurde als bloß ein Gegenstand der Liebe und Verehrung! Sie wurde ihm Vorbild und Führer zur Tugend.

Die Mode änderte sich nach ihr. Das leichte Mouffelinleid, die einfache Haartracht gab den Töchtern der Reichen eine neue Anmuth, von der sie vor dem keine Ahnung gehabt hatten.

Das Familienleben bildete sich nach ihr. Man kannte die Einmüthigkeit, den tiefen Herzensbund zwischen ihr und ihrem Gemahl. Und inniger Friede unter Eheleuten galt, abgesehen von den ewigen Gesetzen, bloß nach dem Vorbild der königlichen Ehe für das allein Geziemende.

Ihrem Gemahl war Luise ein Gut und Glück, wie vom Himmel gesandt. Immer liegt ja im theilnehmenden Herzen die Macht der größten Beglückung, — ihm aber besonders, dem mit jedem neuen Jahre der ahnungsschwere Blick sich dichter unnachtete.

Wir werden die Vorgänge der Weltgeschichte, die außerhalb Preußens sich zutragen, bald näher berühren müssen. Der König hatte in der Führung der Politik die schwierigsten Aufgaben zu lösen, Entscheidungen zu treffen, die, wie er sie auch lenkte, ob hierhin oder dorthin, immer etwas Bedenkliches an sich zu tragen schienen. Mit Besorgniß sah er in die Zukunft, und auf Stunden und Tage wichen Heiterkeit und Muth, die ihn als Kronprinzen beglückt hatten, aus seinem Innern.

Bei dieser Lage der Dinge war Luise unwandelbar sein sicherer und starker Trost. Sie verschuchte die Wolken aus seinem Herzen, wenn sie den süßen Gang der Mutterliebe ihn theilen ließ, wenn sie des Abends vor dem Schlafengehen an die Bettchen der Kinder ihn führte, die rosig erleuchteten Wangen der Schlummernden küßend. Sie hielt ihn im Zauber der geselligen Unterhaltung gefesselt, wenn sie einen bewährten Freund oder einen kleinen

Kreis Befreundeter Abends zu sich rief und mit ihrem geistigen Schwung alles belebte, bereicherte und erhellte. Sie verschönerte ihm den stillen Aufenthalt in der Natur, in Charlottenburg, auf der Pfaueninsel oder in Pareß. Da erhöhten sich ihm, wenn sie lustwandelnd an seinem Arme hing, die ewigen Wunder der Welt, der Auf- und Niedergang der himmlischen Lichter, das Wehen und Wogen auf den Feldern und in den Wipfeln, die Farben und Schatten der Nähe und Ferne.

Lag im Charakter Louises die Kraft, alles um sich her zu beglücken, — wie sollte sie selbst nicht glücklich sein!

Eigen aber ist die Art, wie Luise, daß sie so sehr, so unbeschreiblich glücklich sei, zuweilen aussprach. In ihrer Seele tauchte ein Bild ferner Vergangenheit auf. War es ein Bild zufälliger Erinnerung oder unwiderstehlich hervordringenden Gesühls? Sie dachte an ihre Mutter.

Als ihre Mutter starb, war Luise sechsjährig, und kaum ist es denkbar, daß ein deutliches Bild derselben in ihrer Vorstellung lebte. Dennoch: — „Wenn meine Mutter sähe, wie glücklich ich bin!“ sprach sie oftmals. Sie wußte ja, wie sehr eine Mutter ihre Kinder liebt.

IV.

Während des Krieges 1806 und 1807.

Im Sommer des Jahres 1806 befand sich die Königin zur Stärkung ihrer Gesundheit im Bade zu Pyrmont. Der Schmerz um den Tod ihres jüngst geborenen Sohnes, des Prinzen Ferdinand, hatte sie tief angegriffen. Mit rührender Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit nahm sie die Bäder und trank die Becher. Es lag in ihrem Wunsche, daß die Trennung von ihrem Gemahl und ihren Kindern zum Wohle der Ihrigen so gut wie möglich genützt würde.

Fünf Kinder waren daheim geblieben, außer den Prinzen Fritz und Wilhelm, die früher schon genannt sind, Prinz Carl (1801 geboren), und zwei Prinzessinnen, Charlotte (1798 geboren) und Alexandrine (1803 geboren).

Während der Zeit ihrer Abwesenheit von Berlin war das lange gefürchtete eingetreten. Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen war unvermeidlich geworden und ganz nahe getreten. Zur Erklärung der Schicksale, welche dieser Krieg mit sich brachte, und der Leiden, die er in der Seele der Königin hervorrief, müssen wir den Verlauf der Ereignisse unter den Staaten Europas kurz überblicken.

Friedrich Wilhelm III. hatte seit seiner Thronbesteigung bei allen Kriegen, die fast ununterbrochen geführt wurden, sich parteilos gehalten. Es waren Kriege, die sämmtlich mit dem Emporkommen der französischen Republik im engsten Zusammenhang standen. Die Unruhe dieses Volkes hatte allmählich einen immer breiteren Weg nach außen gesucht. Triumphe, durch kühne Generäle gewonnen, hatten dem zerrissenen Volke eine neue Einheit in der Begeisterung für Kriegsrühm, eine neue, für Europa gefährliche Macht gegeben. Dem General Napoleon Bonaparte gelang es, diesen Aufschwung des Volkes mit seiner Person unzertrennlich zu verbinden. Er erhob sich vom Befehlshaber der Truppen zum ersten Consul der Republik, er bahnte sich im Jahre 1804 den Weg zum Kaisertum über Frankreich.

Friedrich Wilhelm III. hatte sich von all jenen Kriegen fern gehalten, wiewohl verschiedene Gründe ihn zur Theilnahme an denselben hätten bewegen können. Die Herausforderung zu den Kriegen lag ja überwiegend in Gewaltthatigkeiten der Republik. Wenn auch andere Staaten, besonders Oestreich und England, anfangs mehr darunter zu leiden hatten, so mußte, abgesehen von dem Schutz, den ein befreundeter Staat gern dem ungerecht beeinträchtigten zuwendet, auch die Klugheit den Rath geben, nicht unthätig außerhalb des Kampfes zu bleiben. Es wäre so leichter und vielleicht überhaupt möglich gewesen, den Uebermuth Frankreichs zu hemmen. Durch parteiloses Zuschauen zog sich der preussische Staat den Gegner groß, der auch über ihn einmal herfallen sollte.

Friedrich Wilhelm III. war ein Fürst, der in innerster Seele zum Frieden neigte. Er unterschätzte den Nachtheil, der bei den augenblicklichen Verhältnissen mit dem Frieden verbunden sein mußte. Preußen sank im Ansehn und Vertrauen der Nachbarstaaten. Es blieb ferner von der Gelegenheit gänzlich fern, sich im Kriegswerk zu üben und mit Frankreich gleichen Schritt zu halten. Preußen zehrte thatlos von dem durch Friedrich den Großen vor fünfzig Jahren erworbenen Ruhme.

Die erste Andeutung davon, daß Napoleon Zwistigkeiten mit Preußen suche, bestand darin, daß er im Sommer des Jahres 1805, als wiederum eine Verbindung europäischer Staaten (England, Rußland, Oestreich) gegen ihn gebildet war, den Friedenszustand Preußens nicht achtete. Er durchzog mit kriegsgerüsteten Truppen ohne Ansage das damals zu Preußen gehörige Gebiet von Ansbach und Baireuth. Der Weg war ihm zum Angriff gegen Oestreich grade bequem. Wegen dieser Verletzung

des Völkerrechts mußte Friedrich Wilhelm III. wohl Unterhandlungen anknüpfen und Rechtfertigung verlangen.

Die Angelegenheit war für Napoleon viel zu geringfügig, als daß er einiges Aufsehen darüber aufkommen ließ. Er verhandelte mit den Gesandten Preußens hin und her, gewann Zeit und schritt zu neuen Plänen rastlos vor.

Im Jahre 1804 hatte er den sog. „Rheinbund“ sich gründen lassen, die Vereinigung der Staaten Baiern, Württemberg, Baden unter seiner Oberhoheit. Als Preußen, diesem Vorgang folgend, sich Willens zeigte, die norddeutschen Staaten in ähnlicher Weise unter seiner Oberhoheit zu verbinden, nahm Napoleon gegen Preußen die Wiene an, als wenn er damit einverstanden wäre; Sachsen und Hessen aber, die beiden mächtigsten Staaten, mit denen Preußen sich verbinden konnte, ließ er im Geheimen warnen; den kleineren Staaten unterjagte er den Beitritt ohne Umschweif.

Es war für Preußen unter diesen Umständen nur die Wahl: entweder der Vasall Frankreichs werden, oder — den Krieg wagen. Das war das weltgeschichtliche Schicksal Preußens, daß es dem Gericht des aus der Revolution geborenen Kriegsfürsten in dem Augenblick verfiel, da dieser auf der denkbar größten Höhe seiner Macht stand. Frankreich war in den Ränken der Diplomatie wie in der Führung des Krieges Preußen weit — weit — überlegen.

Die Sonne des 14. Octobers 1806 war hinter schwerem Nebel versteckt. Am Morgen des Tages waren es bei Jena und Auerstädt noch geordnete Truppen, die dem von Preußen eingesetzten Befehlshaber gehorchten. Den Tag über kämpften sie mit Heldenmuth. Am Abend aber waren es Geschlagene, Verstümmelte und Gefangene, die auf den Feldern rings umher ruhten, oder auseinander gesprengte, flüchtige, angstgeschreckte Haufen. Die ganze Macht des preussischen Staates war seit Monaten in das Land der Thüringe zusammengeführt; die ganze Macht war dort an Einem Tage vernichtet. Und wie im Sturm, ohne Ruhen und Ablenken ging der Sieg des französischen Kaisers weiter ostwärts, drei breite Stromgebiete, die Elbe, Oder und Weichsel überspringend.

Dies war das furchtbare Gewittertoben im Herbst des Jahres 1806, von dem der Boden des preussischen Landes bebte und barst. Aus seinem Vertrauen und Hoffen war das Volk aufgeschreckt. Händeringend, verzweifelt trafen sich Heimathlose auf den Straßen und fanden bei einander keinen Trost.

Allen erging es so. Auch der Königin Luise.

Sie hatte den König, während die Truppen in Thüringen sich sammelten, bis Raumburg begleitet, und war dann, als das Hauptquartier nach Weimar verlegt wurde, zum Besuch dieses befreundeten Hofes dorthin gefahren. Plänkereien der Vordertruppen, die sich nahe kamen, hatten bereits stattgefunden. Ein Prinz des königlichen Hauses, Louis Ferdinand, war bereits gefallen. Da eine größere Schlacht bevorzustehen schien, sollte die Königin dem Unvorhergesehenen, das der Tag mit sich brachte, nicht ausgesetzt werden. Der König wünschte ihre Rückkehr nach Berlin.

Kaum daß sie vom Könige Abschied genommen hatte, da brachen hinter ihrem Rücken das Glück und die Hoffnung des Staates zusammen. Bevor sie in Berlin ankam, war die Nachricht von der verlorenen Schlacht auf Windesflügeln ihr voran. Ja, noch mehr. Eine Botschaft überstürzte die andere. Der Schrecken vergrößerte jede Mittheilung. Man glaubte die Franzosen nicht fern von den Thoren Berlins.

In Berlin traf die Königin von ihren Kindern nur die jüngeren. Auf Befehl des Gouverneurs von Berlin waren die älteren, der Kronprinz und Prinz Wilhelm, mit ihrem Erzieher nach Schwedt an der Oder in das dortige königliche Schloß gegangen. Eiligst entschloß sich die Königin, mit den jüngeren Prinzen und Prinzessinnen gleichfalls dahin zu fahren.

Welch Wiedersehen! Beide Prinzen waren in dem Alter, daß ihnen die Bedeutung der Vorgänge schon klar werden mußte. Der Kronprinz, der sein erstes Jahr so eben vollendet hatte, trug die preussische Officiersuniform; Prinz Wilhelm befand sich in der Mitte des zehnten Lebensjahres. Die Königin brach in Thränen aus, da sie die Kinder sah. Sie umarmte sie wieder und wieder und konnte dem Schmerze nicht Einhalt thun. Um ihrer Kinder willen fühlte sie das Verhängniß doppelt.

„Ihr seht mich in Thränen,“ sprach sie zu ihnen. „Ja, ich beweine den Untergang unseres Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem eure Ahnen das Königreich geschmückt haben. Verdunkelt ist der Glanz, an Einem Tage ist das Gebäude zerstört, an dem die großen Männer Jahrhunderte lang gebaut haben. Giebt es noch einen preussischen Staat? noch eine preussische Armee? Wo ist unser Ruhm?“

Ihres Bleibens war nicht lange in Schwedt. Die Königin reiste mit den Prinzen nach Stettin, wohin der König sich gleichfalls begeben wollte.

Die Königin weinte auf der Fahrt immer

wieder. Traurig sahen die Prinzen zu ihr auf. „Ach, meine Söhne,“ sprach sie, „der Verstand eures Alters kann die großen Ereignisse wohl schon fassen und fühlen. Ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese Stunde eurem Gedächtniß zurück. Aber begnügt euch nicht, meinem Andenken eine Thräne zu weinen, sondern handelt! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreit dann euer Volk von der Erniedrigung, unter der es jetzt schmachtet! Fordert die Ehre dann von den Franzosen zurück, wie euer Urgroßvater, der große Kurfürst, die Schmach seines Vaters an den Feinden rächte! Laßt euch von der Schwäche dieser Tage nicht hinreißen, werdet Männer und suchet den Ruhm der Feldherren und Helden! Solltet ihr diesen Ehrgeiz nicht fühlen, so würdet ihr des Namens von Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber mit allem Muth den niedergebeugten Staat nicht aufrichten, ach, es wäre besser, ihr sändet den Tod wie Louis Ferdinand.“

Von Stettin fuhr die Königin in Gesellschaft des Königs wieder ab. Zuerst nach Küstrin und von da ostwärts der Weichsel zu. Es galt, die östlichen Provinzen zu gewinnen, theils um die Trümmer der Armee zu sammeln, theils um Rußland näher zu kommen, das noch im Kriege mit Frankreich stand und jetzt seine Truppen mit den preussischen zu vereinigen strebte.

Jeder Tag brachte neue Schrecken, Nachrichten von Festungen, die übergeben worden, von Gewehrstreckungen großer und kleiner Corps, die auf der Flucht sich wieder zusammengesunden hatten.

Der Königin Seele wollte hinsinken. Es war ihr zuweilen, als läge sie im Fiebertraum. Wo war die Welt geblieben, die ihr — und der sie zugelächelt hatte? Das Volk stand auf den Straßen der Orte, die sie berührte, in Deutschkrone, Bromberg, Graudenz, es erwies ihr jede Ehrfurcht und Huldigung, aber mit gesenkten Mienen, mit dem traurigen Ausdruck des Mitleids.

Angriffe anderer Art kamen hinzu. Zu den Ohren der Königin gelangte — und in der Zeitung, deren Herausgabe in Berlin von der französischen Regierung besorgt wurde, konnte sie es lesen, — daß der Kaiser Napoleon neben dem Kriege gegen die Waffenmacht Preußens auch einen geistigen Krieg gegen ihren Ruf führte. Er meinte das Volk von seiner Fürstin abwendig zu machen, indem er erdichtete Nachrichten über ihre Eitelkeit, Ränkesucht, ihre Einmischung in Staatsgeschäfte, ihre Herrschaft über den König unablässig laut werden ließ. Ein Schauer erfaßte die Königin, als sie davon hörte.

„Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten,“ sprach sie, „fürchtet euch aber vor denen, die den Leib und die Seele verderben.“ Und in innigster Demuth sagte sie einer Dame ihrer Begleitung, die sich in Schmähworten über Napoleon ausließ: „Nicht so, meine Liebe; mit Haß überwältigen wir den Schmerz nicht. Ergebung nur kann ihn mildern. Wir wollen des Heiligen gedenken, der für seine Feinde betete.“

Nach einigen Tagen verließen der König und die Königin Graudenz. Die Grenze Westpreußens lag hinter ihnen. In einem kleinen ostpreussischen Städtchen, Ortelsburg, wo des Königs Hauptquartier aufgeschlagen wurde, war wieder eine kurze Zeit des Weilens.

Immer, vom Morgen bis zum Abend, stiegen dieselben Gedanken auf, und des Nachts ließen sie ihrer Seele keine Ruhe. „Ach,“ sprach sie weinend und händeringend, „wie, wenn sich's hätte vermeiden lassen!“ Sie gedachte der frohen Tage ihres früheren Lebens. Nun kamen sie ihr wie ein Unrecht vor, das sie genossen hatte. Sie gedachte des Schicksals, das befreundete Staaten schon vordem ereilt hatte. Nun machte sie sich Vorwürfe, daß überall nichts zu ihrem Schutze geschehen war.

Einem ehernen Gericht fühlte sie sich hingegeben, und nur mit Mühe gelang es ihr, im Glauben an die Vatergüte des Himmels sich aufrecht zu erhalten.

Zu Anfang Decembers mußte Ortelsburg wieder verlassen werden. Der Kaiser der Franzosen hatte unterdessen auch über die Russen in der Gegend von Warschau Siege errungen, er rückte näher auf Königsberg, so daß es rathsam erschien, die Königin auch aus dieser Stadt zu flüchten. Der Noth ihrer Seele war ihre Gesundheit erlegen. Ein Nervenfieber hatte sie erfaßt, — als gegen Ende des Jahres die weite Fahrt nach Memel unternommen werden mußte. Ein Wunder, daß sie die Reise überstand.

Das Schicksal verzögerte sich aber. Die winterliche Jahreszeit war den Fortschritten des Krieges nicht günstig. Die Königin konnte ungehindert wieder nach Königsberg zurückkehren, ja, längere Zeit dort weilen.

Der Aufenthalt in Königsberg gereichte ihr in mehrfacher Weise zur Stärkung. Sie suchte nach dem Verkehr mit Männern geistiger Klarheit, ließ sich über Gegenstände des Wissens, die ihr mangelten, Mittheilung machen, studirte namentlich Geschichte. Das Walten der Gotheit, das ihr aus den Schicksalen der Völker entgegen leuchtete, erweckte ihr Vertrauen zu der Zukunft Preußens von neuem.

Deutsche Jugend. VIII.

Sie war nun wieder in der Stimmung, daß sie selbst ein neues Unglück nicht bloß mit Ergebung, nein, mit Hoffnung und Zuversicht aufnehmen konnte. Am 8. Februar 1807 fand bei Preussisch-Gilau eine Schlacht der vereinigten Russen und Preußen gegen die Franzosen statt. Es war nicht eine gänzliche Niederlage, nicht Flucht und Zerspaltung, aber Napoleon behauptete das Schlachtfeld.

Freilich auch für Napoleon war der Kampf mit nicht geringen Verlusten verknüpft. Er sah voraus, daß ihm die Vereinigung seiner Feinde schwere Aufgaben stellen könnte, und in dem Wunsche leichteres Siegen zu haben, bot er dem Könige von Preußen unter Vorpiegelung günstiger Bedingungen den Frieden an, wenn er von dem Bündniß mit Rußland abstände. Der König von Preußen wies den Antrag zurück. Und die Königin, — wie betrachtete sie diese Wendung? „Der König hätte einen vortheilhaften Frieden schließen können,“ sprach sie, „aber er hätte einen treuen Bundesgenossen aufgeben müssen. Das lag nicht in seinem Charakter. Ja, ich bin sicher, diese Handlungsweise wird Preußen Glück bringen.“

Das Glück, an das die Königin glaubte, war noch fern. Langsam schlichen die trüben Wintertage dahin. Das Licht des wiederkehrenden Frühlings senkte sich nicht erwärmend in das Herz der Dulderin. Im Mai und Juni näherten sich allmählich wieder verstärkte Regimenter der Feinde, kleine Scharmügel auf ostpreussischem Boden fanden statt, die Königin mußte ihren Aufenthalt von neuem in den äußersten Norden des Königreichs, nach Memel, verlegen. Da vernichtete ein Schreckenstag, ähnlich wie der von Jena und Auerstädt, die letzte Möglichkeit des Widerstandes. Russen und Preußen wurden bei Friedland am 14. Juni gänzlich geschlagen. Beide Staaten mußten Frieden schließen, und Preußen war dabei der Gnade und Ungnade des Siegers überliefert.

Die Königin hatte in den Tagen, da dieses Unglück sich ereignete, von ihrem Vater, dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz, einen theilnehmenden Brief empfangen. Lesen wir die Antwort, welche sie drei Tage nach jener Schlacht schrieb.

„Memel, den 17. Juni 1807. Mit der innigsten Nahrung, unter Thränen der zärtlichsten Dankbarkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, freundlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Güte! Welcher Trost und welche Stärkung ist dieß nicht in meinem Leiden! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein.“

„Es ist auf's neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Wie mir dabei ist, können Sie denken. Aber ich beschwöre Sie bei Gott, verkennen sie Ihre Tochter nicht! Glauben sie nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Dinge sind es, die mich über alles erheben: der Gedanke, daß wir nicht ein Spiel des Zufalls sind, sondern in Gottes Hand stehen, und der Trost, — wir gehen mit Ehren unter. Der König hat gezeigt, der Welt hat er es gezeigt, daß er nicht Schande, sondern Ehre will, Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht Einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke zum Verräther zu werden. Wie dieß stärkt, wird der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt.

„Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur wenig näher rückt, bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Ich gehe, sobald die Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen den Augenblick bestehen, da ich über die Grenze des Reichs muß. Kraft wird es erfordern. Aber ich richte meinen Blick zum Himmel auf, von wo alles Gute und Schlimme kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Ich ertrage alles mit der Ruhe und Gelassenheit, wie sie reines Gewissen und feste Zuversicht geben. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, wie wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust: und er wird noch immer Ursach zur Freude haben.

„Noch einmal, bester Vater, zu Ihrem Trost! nie wird etwas von unserer Seite geschehen, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und mit dem Ganzen geht. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter und, Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Guld mich dazu berechtigt, Ihre Freundin Luise.“

Napoleon begünstigte den Kaiser Alexander bei den Friedensverhandlungen. Preußen aber befand sich in der Gewalt Frankreichs, und Napoleon verfuhr mit der Rücksichtslosigkeit, welche das Bewußtsein hiervon ihm möglich machte.

Napoleon warf dem Könige vor, daß er nach der Schlacht bei Eylau nicht auf den Frieden ein-

gegangen sei. „Damals hätte sich über die Wiederherstellung des Königreichs berathen lassen; jetzt —.“ Napoleon sagte es nicht laut; aber sein innerster Gedanke war es, er hätte Preußen am liebsten von der Karte Europas gestrichen.

„Halten Sie Sich an den Kaiser Alexander!“ sprach Napoleon. „vielleicht opfert er Ihnen seine Verwandten, die Fürsten von Mecklenburg und Oldenburg. Ich für meine Person würde nichts dagegen haben.“

Friedrich Wilhelm III. stand dieser Anschauungsweise, diesem ruhelosen Länderwechsel, dieser Geringschätzung verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Treue zu fern. Er konnte, dem Mann gegenüber, den er nicht achtete, seinen Stolz nicht beugen. Die Unterredungen zwischen ihm und dem Kaiser stießen immer auf Härten, man gewann für die neuen Verhältnisse keine Grundlagen.

Da kam in der Umgebung des Königs der Gedanke auf, daß die Verhandlungen vielleicht, wenn die Königin gegenwärtig und eine Gelegenheit zur Zusammenkunft mit dem Kaiser gegeben wäre, einen günstigen Verlauf nehmen könnten. Der Gedanke hätte nicht ausgeführt werden können, wenn nicht von Napoleons Seite gleichzeitig Entsprechendes gewünscht worden wäre.

Wer vermag in die Seele eines Mannes so seltener Art zu blicken? Ob er vielleicht seinen Ruhm nicht vollständig fühlte, wenn er nicht auch die Leiden der Königin mit eigenen Augen gesehen? Oder war es bloß Neugier die Frau zu sehen und ihre Stimme zu hören, an deren Glück er so grausam gerüttelt hatte?

Am 2. Juli, als es beschlossen war, daß die Königin von Memel nach Tilsit zum Zweck einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon führe, schrieb Luise in ihr Tagebuch: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott. Denn wenngleich ich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den Urheber des Unglücks an, das den König und sein Land betroffen hat. Ich bewundere seine Talente; aber seinen Charakter, der offenbar falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und verbindlich gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“

Als die Königin in Pultupöhnen, dem Orte unweit Tilsit, wo ihr Gemahl weilte, angelangt war, erschien zur festgesetzten Zeit unter dem Schutze einer Abtheilung von französischen Garde-Dragonern ein achtspänniger kaiserlicher Staatswagen, um die Königin nach Tilsit einzuholen. Bald nach ihrer

Ankunft daselbst — es war am 7. Juli — begab sich Napoleon zum Besuche in ihre Wohnung.

Er war vor der Thür des Hauses vom Pferde gestiegen und hielt eine Gerte in der Hand. Er dachte in dreister Unbefangenheit zu reden. Doch als er der Königin klares, in Sanftmuth herrschendes Auge sah, stutzte er ein wenig; er schwenkte die Gerte hin und her und schien verlegen.

zu reden, das der Seele Kraft und Frieden giebt. Der Kaiser wurde noch unarter, er fragte mit geringschätzendem Ton: „Wie konnten Sie nur wagen, mit mir den Krieg anzufangen?“ Fast drohte das Gespräch ernster zu werden. Schnell wandte sich die Königin in verbindlicher Art an den Kaiser: „Dem Ruhme Friedrichs des Großen war es vergönnt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn



Schnell kam ihm die Königin zuvor, bedauerte, daß er die unbequemen Stufen zu ihrem Zimmer habe hinauf steigen müssen, erkundigte sich nach seinem Befinden, wie er den rauhen Winter in dieser nördlichen Gegend ertragen habe.

So knüpfte sich das Gespräch an und setzte sich leidlich fort. Der Kaiser gab der Unterhaltung dann und wann, besonders gegen den mit anwesenden König, eine etwas herbe Wendung. „Sire,“ sagte er mit höhnischem Ton, „ich bewundre die Stärke Ihrer Seele bei so vielem und großem Unglück.“ Der König sah sich genöthigt, von der Wohlthat des reinen Gewissens

wir uns getäuscht haben.“

Die Unterredung währte nach Art eines ersten Besuches nicht lange.

Tags darauf waren König und Königin Mittagsgäste beim Kaiser. Napoleon kam der Königin bis an die Thür seiner Wohnung entgegen. Er führte sie alsdann zu Tische. Die Plätze waren so geordnet, daß die Königin zur Rechten, der König zur Linken des Kaisers saß. An der Tafel nahmen ferner der Kaiser Alexander, der Großfürst Konstantin, der Prinz Heinrich von Preußen, der Kronprinz von Baiern und der Großherzog von Berg theil.

Die Unterhaltung war unter diesen Umständen oft allgemein und meistens rücksichtsvoll.

Nur der König konnte sich zu den leichten Formen freundlicher Rede nicht bequemen. Es lag etwas Ernstes und Steifes in seinem Benehmen, fast wurde er gelegentlich unhöflich.

Als Napoleon spöttelnd vom Verlust einiger Provinzen als von Wechselfällen des Krieges sprach, die man leicht nehmen müsse, sagte Friedrich Wilhelm III. ebenso spottend: „Ihnen, Sire, ist es leicht sich darüber hinwegzusetzen, weil Sie die Erinnerung an angestammte Länder nicht haben. Wir sind sie wie die Wiege, in der ich gelegen habe.“

„Was Wiege!“ rief Napoleon lachend, man entwächst der Wiege bald und sie wird bei Seite geschafft!“

Die Königin hörte mit Angst die Unterredung. Je weniger ihr Gemahl es über sich gewann sich zu beugen, desto verbindlichere Formen gab sie ihrer Rede. Sie fesselte den Kaiser soviel wie möglich in der Unterhaltung, sie erschöpfte die Höflichkeit, sie suchte ihn durch Ergebenheit und Zutrauen zu verpflichten, durch Bitten günstig zu stimmen. Sie

mühte sich ab, ihm ein Versprechen zu entreißen. Es war alles umsonst. Nicht zur unbestimmtesten Aeußerung, nicht mit einem Worte ließ er sich herbei, ihr Aussichten auf Milderung seiner harten Absichten zu erwecken. Und die Königin hatte nach allen Demüthigungen als Abschiedswort dem Kaiser gegenüber nichts als ein schmerzhaftes Bedauern. „Ich beklage es lebhaft,“ sprach sie zum Kaiser, „daß ich von hier gehe ohne eine Erinnerung, die mir gestattete, mit der Bewunderung für Eurer Majestät außerordentliches Talent eine unauslöschliche Dankbarkeit gegen die Großmuth des Siegers zu verbinden.“

Schweren Herzens ging die Königin hinweg. Mit spottendem Lächeln dagegen blickte Napoleon hinter ihr her.

Zu Talleyrand, seinem Minister, dem er Bericht über die Unterhaltungen der Mittagstafel abstattete, sagte er: „Ich habe die schönste Königin, die zugleich die interessanteste Frau ist, gesehen.“

Ein Vergnügen, das er sich zum Schlusse des Krieges hatte bereiten wollen, war es, auf das er mit Zufriedenheit zurückblickte. (Schluß folgt.)



An Deutschlands Jugend.

Von

Julius Sturm.



Auf! tummelt euch und werdet stark
Und meidet weiche Hüllen,
Daß eure Glieder sich mit Mark,
Mit Blut die Adern füllen.

Lebt treuen Fleiß und scheut euch nicht
Auch hartes Holz zu bohren,
Und folget nie dem irren Licht
Der schellenlauten Thoren.

Die Wahrheit sucht und ehrt das Recht,
Und liebt das Schön' und Gute,

Und nennt das Schlechte offen schlecht
Mit ungebeugtem Muthe.

Hängt eure Herzen nicht an Tand,
Mag er auch lodend gleisen;
Denn Männer braucht das Vaterland,
Die stark und fest wie Eisen;

Die mit des Schwertes wucht'gem Streich,
Mit Herz und Hand und Wehre
Einstehn für Kaiser und für Reich,
Für Deutschlands Heil und Ehre!

Aus Nettelbecks Jugend.

Eine Schiffsjüngengeschichte von

Fedor von Köppen.

Mit Original-Zeichnungen von H. Lüders.

Vom alten Nettelbeck hast du gehört, junger Leser. Es ist dir bekannt, wie er bei der Verteidigung von Kolberg gegen die Franzosen in dem preussischen Unglücksjahre 1807 wacker mitgewirkt, wie er dem edlen Gneisenau mit Rath und That zur Seite gestanden und in den schwersten Stunden der Gefahr den Muth unter seinen Mitbürgern zu erhalten wußte *). Wenn es Jemand im Alter zu etwas Rechtem und Tüchtigem gebracht hat, dann möchte man wol auch erfahren, wie er es einst in der Jugend getrieben; denn „was ein Hälkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.“ Von Nettelbecks Jugend will ich dir heut' erzählen, von seinen Seefahrten und Abenteuern, auch von manchen tollen Streichen, die er verübte, als man ihn noch nicht „den alten Nettelbeck“, sondern „den kleinen Joachim“ nannte.

Des kleinen Joachim Nettelbeck Wiege hat an demselben Orte gestanden, wo jetzt sein Grab liegt, in der berühmten preussischen Festung Kolberg. Sein Vater war ein schlichter Brauer, aber wohl-angesehen und geachtet unter den Bürgern der Stadt. Auch seines Vaters Bruder lebte als Schiffer am Orte und kam öfters in das Haus der Eltern. Dann nahm er den kleinen Mann vor sich auf die Kniee und erzählte ihm von den Fahrten, die er gemacht nach fernen Küsten und Ländern, von den Menschen, die dort wohnen, und von den Früchten, die jener Boden trägt. Oft brachte er ihm auch Geschenke mit, die sich auf das Schiffswesen bezogen, ein Paar weite Seemannshosen, einen runden, breitkrämpigen Matrosenhut mit langen Bändern, oder einen Pfefferkuchenmann in Gestalt eines Schiffers mit großen Rosinenaugen. Das erregte dem Knaben die Lust, selbst einmal Seemann zu werden. In den Spielstunden schnitzte er sich Schiffe von Baumrinde, rüstete sie mit Segeln von Federn oder Papier aus und ließ sie auf dem Teiche zwischen den Enten schwimmen.

Daß ein Seemann im Klettern gewandt sein mußte, hatte Joachim oft gehört und von den Schiffsjungen gesehen, wenn er seinen Oheim nach der Munde begleitete. Begierig suchte er die Gelegenheit, sich selbst im Klettern zu üben. Da war sein Schulfreund, der Sohn des Glöckners von der Marien-

Kirche; er hieß David und wollte auch Schiffer werden. Mit ihm stieg Joachim in den Freistunden öfters auf den Boden der Kirche; beide kletterten im Sparwerke des hohen Daches von Balken zu Balken umher, wie die Katzen, und spielten Versteck.

Bald befriedigte dieses Spiel den jungen Joachim nicht mehr. Er beredete einen anderen Schulfreund, den Sohn eines Schiffers, stieg mit ihm im Glockenthurm empor, durch die Loken auf das Gerüst und von da auf die First des hohen kupfernen Kirchendachs. So rutschten sie rittlings vom Thurme dem Giebel zu, weit unter sich die Dächer der Stadt und den Platz, auf dem eine Menge Zuschauer sich nach und nach versammelten. Als sie eine Strecke geritten waren, — Joachim dreist voran, sein Gefährte etwas schüchtern hinterher, — da überfiel den letzteren plötzlich die Angst; es war ihm, als ob die Erde tief unter ihm zurücksänke. Mit beiden Händen klammerte er sich an den kupfernen Riesen des Daches fest und hub erbärmlich zu schreien an. Joachim drehte sich um und rutschte auf dem Dache zurück bis dicht an seinen Genossen. Da saßen nun die beiden wagehälligen Dachreiter, der eine konnte nicht zurück, der andere nicht vorwärts, und der Hülfeschrei drang kaum zu der Menge unten herab. Unterdessen war jedoch der Glöckner mit einigen anderen Leuten im Thurm heraufgestiegen; diese zogen mit ausgeworfenen Leinen das immer noch schreiende Bürschlein rücklings vom Dache auf das Gerüst und von diesem in die Luke hinein. Joachim kroch beschämt hinterdrein.

Der Vorwitz sollte nicht ungestraft hingehen. Unter den Zuschauern hatte sich auch Joachims Vater befunden; dieser empfing ihn jetzt, nach überstandener väterlicher Herzensangst, mit einer wohlverdienten Lection.

Auch der Schulmeister wünschte ein warnendes Beispiel aufzustellen und dictirte dem Tollkopf eine dreitägige Carcerstrafe. Jeden Nachmittag, wenn die übrigen Schüler jubelnd nach Hause liefen, ging Joachim gesenkten Hauptes über den Schulhof nach dem einsamen dunkeln Gemache, welches den Namen „Carcer“ führte; nur zu den Schulstunden und um die Mittagszeit ward er frei gelassen. Ein kleines gutherziges Mädchen empfand Mitleid mit ihm. Als

*) Vergleiche Deutsche Jugend, V. Band, 1. u. 2. Heft: „Aus Kolbergs Ruhmestagen“ von demselben Verfasser.

sie ihn zum dritten Male Nachmittags den Weg nach seinem Gefängniß antreten sah, konnte sie's nicht unterlassen, ihm heimlich ihre Vespersemmel zuzustecken; denn sie dachte daran, wie ihn der Hunger quälen würde, wenn er vor dem nächsten Mittag nichts zu essen bekäme. Der Lehrer hatte dieß indessen bemerkt und befahl Joachim, die Semmel wieder herauszugeben. Da fing das kleine Mädchen bitterlich zu weinen an und bat so lange, bis der Lehrer ihm die Semmel ließ, aber nur — wie er hinzusetzte — um das gute Kind zu beruhigen. Nach Verlauf von vielen Jahren hatte der alte Nettelbeck noch nicht vergessen, was sie dem kleinen Joachim Gutes gethan, und hat ihr redlich beigestanden, als sie in der Noth der Hilfe bedurfte.

Eine große Freude für Joachim war's, wenn seines Oheims Schiff im Hafen lag und wenn ihn dieser selbst mit an Bord nahm. Dann sprang er zwischen den Schiffsteuten umher und fragte sie nach Zweck und Bedeutung jedes einzelnen Schifftheils. Hier kletterte er auch nach Herzenslust an den Masten und Strickleitern empor, schwang sich in den Tauen und mischte seine fröhlich jauchzende Stimme mit dem Rauschen der Wogen.

Auch auf ernste Weise bereitete sich Joachim für seinen Seemannsberuf vor. Er mochte wohl in seinem neunten Jahre sein, da erhielt er von seinem Pächter zu Weihnachten unter anderen Geschenken ein Buch, welches die erste Unterweisung in der Steuermannskunst enthielt. Nun studirte er den ganzen Tag über darin und legte das Buch Nachts unter sein Kopfkissen. An zwei Tagen der Woche erhielt er bei einem erfahrenen Schiffer Unterricht, um das, was er aus jenem Büchlein gelernt, in der Wirklichkeit anzuwenden. Bald wurde der Schulunterricht als Nebensache, die Steuermannskunst als Hauptaufgabe betrieben.

In mancher silberhellen Winternacht, wenn Joachims Eltern glaubten, daß er im warmen Bette läge, schlich er hinaus auf den Wall oder auf die „hohe Klage“ und blickte hinauf zum Sternenhimmel. Das letztere thun wir beide wohl auch gerne, du, lieber Leser, und ich; denn es sieht gar lieblich aus, wie die Sterne droben blinken und flimmern, als wollte einer dem andern Grüße senden. Wenn aber der kleine Joachim zu den lieben Himmelslichtern empor sah, dann dacht' er sich noch etwas besonderes dabei. Er dachte darüber nach, wie man nach den Sternbildern die Himmelsgegenden erkennt, und wie der Schiffer auf hoher See es anstellt, um nach ihnen den Ort seines Schiffes zu bestimmen.

Es kam die Zeit, da Joachims Lieblingswunsch

in Erfüllung gehen sollte. Sein Oheim, der Schiffer Nettelbeck, nahm den elfjährigen Knaben bei einer Fahrt nach Amsterdam als Kajütenwächter mit. Nun ging ihm das Herz auf. Verwundert sah er das Treiben in der großen, von Kanälen durchzogenen Hafenstadt, in welcher die Schiffsmasten und Flaggen mitten in der Stadt über die Dächer der Häuser hinwegschauten. Am lebhaftesten ging es am J (Ei), d. h. an der durch die Zuverssee gebildeten Hafensbucht, her. Hier sah er, wie die aus fernem



Welttheilen ankommenden Schiffe ihre Waaren abladen, wie andere Schiffe, größer und schöner, als er sie jemals auf der Kolberger Rhede gesehen, sich zur Abfahrt nach Ost- und Westindien rüsteten; da dacht' er bei sich: Wer doch auch auf so einem Schiffe fahren könnte! — und mit dem Wunsche wuchs die Versuchung.

Einen stattlichen holländischen Ostindiensfahrer hatte Joachim besonders in's Auge gefaßt. Täglich hörte man vom Borde dieses Schiffes lustige Musik, Pauken, Trompeten und Kanonensalven herüberschallen. An einem der nächsten Tage sollte dasselbe unter Segel gehen. Ost genug hatte Joachim seinem Oheim davon gesprochen, daß auch er gern eine

solche Reise mitmachen möchte, aber dieser hatte ihm stets zur Antwort gegeben, daß er nicht klug im Kopfe sei. Er meinte nämlich, daß Joachim erst in die Schule gehen und etwas lernen solle, bevor er in die weite Welt ginge; das war aber gar nicht nach dessen Sinne. Er entschloß sich, seine Seemannspläne auf eigene Hand in's Werk zu setzen.

In der Nacht, ehe der Holländer den Hafen verlassen sollte, ließ Joachim sich heimlich vom Schiffe des Oheims in die angehängte Zolle nieder, ruderte zu dem Ostindienfahrer hinüber, stieß sein kleines Fahrzeug mit dem Fuße zurück und kletterte an Bord des fremden Schiffes. Bis dahin war alles gut



von Statten gegangen, jetzt aber sah er sich plötzlich von dem gesammten Schiffsvolk umringt. Jeder wollte wissen, woher er komme und was er wolle; er aber bat statt jeder Antwort, vor den Capitän geführt zu werden.

Ein Fehltritt zieht schnell den zweiten nach sich. So hatte Joachim auch bald eine Lüge auf der Zunge und erzählte dem holländischen Schiffscapitäne auf dessen Befragen, daß er von seinem Oheim schlecht behandelt worden und deshalb davongelaufen sei. Das war um so mehr unrecht, weil der Oheim stets die Güte selbst gegen ihn gewesen war, und Joachim hat diese Lüge sein ganzes Leben hindurch bereut. Der Capitän nahm es mit der Untersuchung nicht genau, und da er gerade einen Steuermannsjungen brauchte, so nahm er Joachim als solchen mit, unter der Bedingung jedoch, daß er vom nächsten Hafenorte aus seinem Oheim alles berichten solle.

Mit Tagesanbruch wurden die Anker aufgewunden und das Schiff ging unter Segel.

Als Joachim die wogende Fläche zwischen sich und der Küste wachsen und Segel und Wimpel von dem Schiffe seines Oheims allmählich verschwinden sah, da fiel ihm alle sein Unrecht schwer auf das Herz, und er hätte bitterlich geweint, wenn er nicht das Gespött seiner neuen Kameraden gefürchtet hätte. Hinter ihm aber stand ein stämmiger Schiffsmann mit bräunlichem Antlitze, legte die Hand unfaust auf



seine Schulter und rief ihm zu, indem er mit der Rechten eine nicht mißzuverstehende Bewegung machte: „Nun, Bürschchen, wird's bald? Die anderen Jungen sind längst beim Kartoffelschälen; marsch an die Arbeit!“

Zu arbeiten gab es nun freilich von früh bis spät. Die einen waren auf dem Decke beim Takelwerk, den Segeln, Tauen und Stangen beschäftigt, die anderen mußten in der Kajüte kochen, waschen und scheuern, in der Küche behülflich sein oder die Ziegen bedienen, die sich an Bord befanden; denn auf dem Schiffe wird die Ordnung noch viel strenger gehandhabt, als in einem großen Hause. Auch sah Joachim täglich vor Augen, wie wenig Umstände man mit einem säumigen Schiffsjungen machte. Er

selbst aber konnte am wenigsten eine mildere Behandlung erwarten, weil man zu einem Burschen, der seinem Oheim und seinen Eltern davon gelaufen war, von vorn herein kein Vertrauen hatte, sondern ihn für einen Taugenichts hielt. Er zog es deshalb vor, aus freien Stücken sein Bestes zu thun, um seinen Vorgesetzten und dem übrigen Schiffsvolk eine bessere Meinung von sich beizubringen, und zeigte sich fleißig und anständig. Die Neue über seinen unbefonnenen Schritt kam freilich nach. Wenn er Nachts oben auf seinem Posten hinter dem Steuermann stand und in die Ferne schaute, über sich den Himmel, ringsum die weite wogende See, dann wurde ihm oft das Herz ach! so beklommen, und er hätte viel



darum gegeben, wenn er nur ein Liebeswort von der treuen Mutter hören, nur ein grünes Blatt von der Maikuhle hätte vor Augen halten können. Die See ging hohl, der Sturmwind peitschte die Wasser und trieb ihm salzige Tropfen in's Gesicht.

Dazu kam noch eine Täuschung, die Joachim erst jetzt erkannte. Er hatte gehofft, auf ein stolzes Kauffahrteischiff zu kommen und die großen Handelsplätze der Welt kennen zu lernen. Unterwegs erfuhr er jedoch, daß das Schiff, auf dem er sich befand, ein Sklavenschiff war, nämlich daß es die Bestimmung hatte, an der Küste von West-Afrika, in Guinea, von den dort wohnenden Menschenhändlern Negerflaven einzuhandeln und dieselben an die reichen Pflanzer in Surinam (Süd-Amerika) gegen die dortigen Erzeugnisse, Kaffee, Zuckerrohr und dgl.,

wieder zu vertauschen. Das war ein trauriger Anblick, wie die unglücklichen schwarzen Menschen heerdenweise auf das Schiff gebracht und dort gleichsam als Waare behandelt wurden. Gott sei Dank, daß dieß in unserer Zeit wenig mehr vorkommt und daß der unwürdige Menschenhandel jetzt bei fast allen Nationen abgeschafft ist!

Während Joachim zwischen fremden Welttheilen auf dem Ocean segelte, hatten seine bekümmerten Eltern in Kolberg es bereits aufgegeben, ihn noch jemals wiederzusehen. Zwar hatte er, wie der Capitän ihm aufgegeben, an die Seinigen geschrieben, doch war der Brief durch irgend ein Versehen nicht angekommen. Joachims Oheim aber, der am Morgen nach seinem Entweichen nur die auf dem Wasser schwimmende leere Rolle gesehen und nichts über ihn erfahren hatte, nahm an, daß Joachim ertrunken sei, und hatte in diesem Sinne auch an seine Eltern berichtet.

Zwei Jahre waren beinahe vergangen, da brachte die Post dem Brauer Nettelbeck in Kolberg einen Brief aus Amsterdam. Er kam von Joachim, und enthielt die Nachricht, daß dieser von seiner abenteuerlichen Reise glücklich zurückgekehrt und auf dem Wege nach Kolberg sei. Das Erstaunen der Eltern läßt sich denken. Der Zorn über sein Entweichen, die Freude, daß er noch am Leben sei, und die Hoffnung auf das nahe Wiedersehen mischten sich in ihren Empfindungen. Als er nun jedoch wirklich im Vaterhause ankam und für sein Vergehen reumüthig um Verzeihung bat, da vermochten die Eltern nicht länger zu zürnen und nahmen ihn mit treuen Herzen wieder auf.

Die Folge war freilich, daß unser Joachim, den wir als einen weitgereisten Seefahrer nun wohl nicht mehr den kleinen Joachim nennen dürfen, zu Hause strenger gehalten wurde als vorher, und daß er auf den Schulbänken nachholen mußte, was er während seiner Weltreise versäumt hatte. Kaum aber war er in sein fünfzehntes Lebensjahr eingetreten und eingeseget worden, so regte sich auch wieder die alte Abenteuerlust in ihm. Er sehnte sich auf die See, wie der Fisch nach dem Wasser, und bat seinen Vater so inständig und so lange, bis dieser ihn endlich einem Schiffsherrn an Bord und in die Lehre gab.

Während der nächstfolgenden Jahre schwamm Joachim nun auf einem Kolbergischen Schiffe viel in der Nord- und Ostsee umher und war bald in Dänemark und Schweden, bald in England und Schottland, bald wieder in Frankreich und Holland zu finden; ja er begleitete auch einen Verwandten, den Schiffer Blank aus Kolberg, wieder auf einer größe-

ren Reise nach der holländischen Colonie Surinam und kam dabei für einige Zeit zu der Ehre, als Untersteuermann angestellt zu werden.

Im November 1756 — Joachim war soeben achtzehn Jahre alt geworden — hatte sein Oheim, der Schiffsführer Nettelbeck, von einem größeren Kaufherrn den Auftrag übernommen, eine Ladung Holz auf dessen Schiffe von Kügenwalde an der pommerischen Küste nach Lissabon zu bringen. Dieses Mal nahm er nicht allein Joachim, sondern auch dessen jüngeren Bruder Georg und seinen eigenen vierzehnjährigen Sohn mit auf die Fahrt. Joachims Kaltblütigkeit in mancher gefährlichen Lage, seine Tüchtigkeit und seltene Gewandtheit im Klettern und Schwingen an den Masten,

Segelstangen und Tauen diente auch seinen jüngeren Vettern als ein Vorbild, dem sie nach Kräften nachstrebten. Die Reise war bei der späten Jahreszeit und den auf der See herrschenden Stürmen mit mehr Gefahren verbunden als alle früheren. Schon beim Passiren des Sundes — d. i. einer von den drei Meerstraßen, welche Ost- und Nordsee verbinden, — ereignete sich das Unglück, daß das ausgefetzte Boot umschlug und einer der Matrosen dabei das Leben in den Wellen verlor.

Als das Schiff in der Nähe der flandrischen Küste angekommen war, welche durch die vielen ihr vorliegenden Klippen besonders gefährlich ist, erhob sich ein heftiger Sturmwind, so daß Woge an Woge sich brach und das Fahrzeug wie eine Nußschale hin- und hergeworfen wurde. Alle Mannschaft — es waren im Ganzen zwölf Mann — war auf dem

Deck thätig. Plötzlich spürten sie zwei Grundstöße, infolge deren das Steuer beschädigt und das Schiff genöthigt wurde, sich auf der Stelle „vor zwei Anker fest zu legen“, um nicht steuerlos umhergetrieben zu werden. Immer höher bäumten sich die Wogen an der Schiffswand auf und sprützten den weißen Schaum weit über Bord; die Segel klatschten und flatterten

im Sturm. Bald stand das ganze Deck unter Wasser. Die Mannschaft mußte auf die Masten klettern und sich an den Stangen und Tauen festhalten.

Mit jeder Minute wuchs die Gefahr.

Auch im günstigsten Falle, wenn das

Schiff gegen den Strand getrieben wurde und es der Mannschaft gelang sich durch Schwimmen zu retten, blieb ihre Lage eine mißliche. Es war nämlich das erste Jahr des großen Krieges, welchen König Friedrich von Preußen gegen Oesterreich und die mit ihm verbündeten Mächte führte. Flandern war damals österreichisch und die Küste mit österreichischen Wachtposten besetzt. Wenn nun auch

die unglücklichen Schiffbrüchigen von diesen nichts für Leib und Leben zu befürchten hatten, so war doch

gewiß, daß sie die Ladung einbüßen und selbst in strengen Gewahrsam kommen würden.

Um für alle Fälle die Schiffspapiere geordnet und bei der Hand zu haben, kletterte der Schiffsführer Nettelbeck vom Maste wieder auf das Deck herab und wollte nach der Kajüte hinuntersteigen. Kaum aber war er auf dem Deck angekommen, so erfaßte ihn eine Sturzwelle und schleuderte ihn mit solcher Gewalt gegen die Schiffswand, daß er schwer verwundet zu Boden fiel und die Besinnung verlor.



Mit unaussprechlicher Angst sahen Joachim und seine beiden jungen Gefährten, oben am Mast festgeklemmert, die hilflose Lage ihres theuern Vaters und Vatersbruders. Sie kletterten hinab um ihm beizustehen, aber auch sie vermochten nur mit aller Anstrengung sich gegen den Andrang der Wogen aufrecht zu halten. Bald darauf brachen die Ankertaue und die Flut trieb das Schiff unaufhaltsam gegen den Strand, bis es mit einem gewaltigen Krach abermals auf den Grund stieß. Nun hatte aber auch die Flut ihren Höhepunkt erreicht; mit der eintretenden Ebbe wurde das Deck allmählich vom Wasser frei.

Es war Abend. An dem noch mehrere hundert Schritt entfernt liegenden Ufer erkannte man wohl einige Menschen, aber auch diese wußten keinen Rath; ja, es war nicht einmal möglich, eine Verständigung mit ihnen anzuknüpfen, da jeder Hülfesruf im Gebrauche der Wogen verhallte. Auch der treue Pudel, den sie vom Schiffe in's Wasser hinabwarfen, damit er an's Land schwimmen und die Verbindung mit den dort stehenden Leuten erleichtern sollte, schwamm immer wieder nach dem Schiffe zurück, bis man ihn mitleidig wieder an Bord heraufzog.

Dennoch mußte ein schneller Entschluß gefaßt werden; denn mit der wiederkehrenden Flut wäre das Schiff, welches ohnehin schon in allen Fugen barst, mit Allen, die darauf waren, unvermeidlich dem Untergange preisgegeben worden. So sprang denn einer nach dem anderen in die Wellen hinab und suchte schwimmend das Ufer zu erreichen. Nun kam die Reihe auch an die drei Knaben Nettelbeck, diese aber konnten sich nicht zu dem Sprunge entschließen. Sie wollten ihren theuren Vater und Vatersbruder, der noch immer bewusstlos auf dem Decke lag, nicht hilflos auf dem versinkenden Schiffe zurücklassen. Sie hörten, wie man ihnen vom Strande durch das Sprachrohr zurief: „Springt über Bord! — Es ist die höchste Zeit; wächst die Flut, so seid ihr verloren! — Springt, springt!“ — In dieser äußersten Noth ließen sie den Schwerverwundeten mittelst Tauen über den Bord des Schiffes hinab, übergaben ihn der nächsten Flutwelle und sprangen nach. Einige Minuten später erreichten sie das Ufer und zogen ihn mit sich an's Land.

In einer kleinen Strandhütte bereiteten sie ihm das Lager und brachten die Nacht wachend und weinend davor zu. Am Morgen kam ein aus dem nächsten Orte herbeigeholter Wagen an, um den Kranken nach der zwei Meilen entfernten französischen Grenzstadt Dünkirchen behufs Aufnahme in das dortige Klosterhospital zu führen. Die drei Knaben wichen nicht von seiner Seite. Auf dem Meere

trieben die Trümmer des gestrandeten Schiffes. Die Mannschaft war, wie erwartet, von den Oesterreichern unter strenge Bewachung genommen worden. Nur den kranken Mann und seine jungen Begleiter ließ man mitleidig ziehen.

Ungeachtet der liebevollsten Pflege, welche die letzteren ihm widmeten, war eine Rettung nicht mehr möglich. Bald nach der Ankunft im Hospital gab ihr treuer Führer und Wohlthäter den Geist auf. Joachim, als der älteste von den drei Hinterbliebenen in der Fremde, mußte selbst den Sarg herbeischaffen, in welchem der geliebte Todte — seines anderen Glaubens wegen eine Strecke von dem katholischen Gottesacker entfernt auf freiem Felde — in's Grab gelegt wurde.

Da saßen nun die drei Knaben verlassen am Grabe ihres theuern Vaters und väterlichen Wohlthäters und konnten der Thränen nicht genug weinen. Der Wind blies rauh und kalt über die beschneiten Felder; sie waren in ihren leichten Schiffsjacken, aber sie achteten in ihrem Schmerze nicht auf Kälte und Frost. Der kurze Decembertag neigte sich zum Ende und sie wußten noch nicht, wo sie in dem fremden Lande ein schützendes Obdach für die Nacht finden würden. Joachims kleiner Better lag über das Grab gebeugt und hörte nicht auf, mit kläglichem Stimm zu rufen: „Ach, Vater, lieber Vater, erbarme dich unser!“ — bis Joachim ihn an sich zog und sprach: „So mußt du nicht bitten, Georg; dort hört dich der Vater nicht, unser Vater ist im Himmel!“

Da falteten die drei am Grabe die Hände zusammen und sprachen ihr Gebet, wie sie daheim es gelernt hatten. Am Himmel droben gingen die Sternlein auf, eins nach dem anderen, und leuchteten so hell und lieblich über dem fremden Lande, wie über der Heimat.

Als letzten Nothanker hatte Joachim die Taschenuhr seines verstorbenen Oheims mitgenommen. Mit Hülfe derselben hoffte er sich die Mittel verschaffen zu können, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse für sich und seine beiden Gefährten in den nächsten Tagen zu bestreiten. Er forderte daher diese auf, mit ihm in einem Wirthshause der Vorstadt das Nachtlager und einige Stärkung zu suchen. Der Wirth war ein freundlicher Mann. Als er von ihrem traurigen Schicksale hörte, weigerte er die Annahme jeder Zahlung und hieß sie mit Gott weiter reisen. Aber wohin? —

Von Dünkirchen bis Kolberg waren beinahe zweihundert Meilen; von Eisenbahnen war aber damals noch nicht die Rede, und selbst die Postverbindung war wegen des Krieges vielfach unterbrochen.

Auch fehlten ihnen ja alle Mittel zu einer so weiten Reise. An seine Eltern hatte Joachim zwar geschrieben und ihnen das Unglück mitgetheilt; aber es konnten viele Monate darüber hingehen, ehe eine Antwort zurückkam. Joachim erinnerte sich indessen, daß das gestrandete Schiff gegen Seeschaden versichert gewesen, und hatte auch den Namen des Geschäftshauses in Amstertam, bei welchem die Versicherung bewirkt worden, im Gedächtniß behalten. An dieses wandte er sich nun durch die Vermittelung eines Dänkirchener Kaufmanns und bat um einen Vorschuß zur Rückreise, welcher ihm auch einige Tage darauf bewilligt wurde. Auch erfuhr er, daß in Dänkirchen die Einrichtung bestand, wonach armen Schiffbrüchigen auf dem dortigen Stadthause zur Erleichterung ihrer Rückreise eine Unterstützung von 1 Sou (etwa 3 Pfennige unseres Geldes) für jede Meile Entfernung von der Heimat ausgezahlt wurde. Diese Wohlthat ward auch ihm und seinen beiden Gefährten zu Theil.

So waren sie denn mit Reisemitteln nothdürftig versehen; es fragte sich nur, welchen Weg nach der Heimat sie einschlagen sollten. Der Landweg hätte sie wieder durch die österreichischen Niederlande geführt, wo sie von den nächsten Grenzposten angehalten zu werden fürchteten; die See war in dieser rauhen und stürmischen Jahreszeit wenig befahren. Da traf es sich, daß ein holländischer Schiffer, Namens Heindrick Haarmanns, mit einem soeben von ihm gekauften leichten Fahrzeuge von Dänkirchen nach Bremen abgehen wollte; er hatte nur zwei Matrosen an Bord und erbot sich, die drei Rettelbeck mitzunehmen, wenn diese dafür an den Schiffswachen und Arbeiten theilnehmen wollten. Dazu waren sie gern bereit und so gingen sie denn wenige Tage vor Weihnachten nochmals in die See.

Auch diese Reise nahm einen unglücklichen Verlauf. Das Schiff hatte soviel mit widrigem Winde zu kämpfen, daß es nur langsam vorwärts kam. Dabei waren das ganze Deck und die Schiffswände mit einer Eiskruste gleichsam überglast. Es war entsetzlich kalt und Joachim mußte für seine beiden jüngeren Gefährten öfters die Nachtwachen thun, weil diese, weniger abgehärtet als er, es auf dem Decke vor Kälte nicht aushalten konnten. In der Neujahrnacht erhob sich ein solcher Sturm, daß das Schiff an der holländischen Küste einen Nothhafen suchen mußte; aber bevor es denselben erreichen konnte, gerieth es auf eine Bank fest. Der hintere Theil des Fahrzeuges kam dabei so tief zu liegen, daß die Wellen fortwährend darüber hinwegschlugen. Die drei Rettelbeck hatten sich auf das in

die Höhe ragende Vordertheil gerettet und hielten den Fockmast*) umklammert.

Es war dunkle Nacht und der weiße Schaum der Brandung war von dem beschneiten Strande kaum zu unterscheiden. Dennoch schloß Joachim aus dem Rücklaufe der Wellen, daß der Strand nicht weit entfernt sein könne. Als die Gewalt der Wogen etwas nachgelassen hatte, kroch er bis an das Bugspriet**), welches nach dem Strande hin gerichtet stand, vor. Da sah er nun deutlich, daß jedes Mal, wenn die See zurücktrat, das Ufer kaum eine Schiffslänge entfernt blieb. Als bald theilte er diese glückliche Entdeckung den beiden Anderen mit und forderte sie auf, ihm zu folgen und es ebenso zu machen wie er. Dann kletterte er bis auf das äußerste Ende des Bugspriets, schlang ein Schiffstau um seinen Leib und ließ sich an demselben herab. Als er festen Grund unter den Füßen fühlte, ließ er los und rief seinen Gefährten zu, das Gleiche zu thun.

Das Wagestück gelang. Alle drei erreichten auf diese Weise, freilich bis auf die Haut durchnäßt und am ganzen Leibe frierend, das Land. Hier fielen sie auf die Kniee und dankten Gott für ihre Errettung.

Durch das Dunkel leuchtete aus einiger Entfernung am Strande der Schein einer Feuerbake***). Auf diese schritten sie zu. Der Mann, welcher dort die Wacht hatte, war nicht wenig erstaunt über die unerwarteten nächtlichen Ankömmlinge und ließ vor Schrecken die Thonpfeife aus dem Munde fallen. Dann lief er seiner Pflicht gemäß sogleich in das nächste Dorf, um die Bewohner zur Rettung des Schiffs und seiner Mannschaft aufzubieten. Die vor Frost erstarrten Burschen vermochten ihm nur mühsam in das Dorf nachzuhumpeln, wo sie von guten Leuten mit trockenen Kleidern versehen und mit warmen Speisen erquickt wurden.

Von dem gestrandeten Schiffe wurden am anderen Morgen nur die Trümmer gefunden. Heindrick Haarmanns und die Matrosen hatten sich nicht mehr zu retten vermocht.

Das Land, wohin die jungen Rettelbeck verschlagen worden, war die holländische Insel Schelling am Eingang der Zuhyrsee. Von hier setzten sie an einem der nächsten Tage nach dem Hafenort Haarlingen über. Da ihre gemeinsame Baarschaft

*) Der vordere Mast des Schiffes.

**) Der schräg über das Vordertheil des Schiffes hinausragende Mast.

***) Leuchtfeuer auf hohem Gerüste als Warnungszeichen für die Schiffer an gefahrvollem Strande; sie werden bei Nacht durch Wächter unterhalten.

zusammengeschmolzen war, so entschlossen sie sich, zu Fuße den weiten Landweg nach ihrer Heimath anzutreten.

Als sie soeben die Stadt verließen und, ihre Reisebündel auf den Schultern, über den Hafenplatz von Haarlingen schritten, rief ihnen ein kleiner freundlicher Mann von seinem Schiffe aus einen „Guten Tag“ zu und fragte sie, wohin des Weges sie gingen. Sie antworteten freimüthig und erzählten ihm ihre Erlebnisse. Als sie dabei den Namen Heindrik Haarmanns erwähnten, gerieth der Mann in schmerzliche Bestürzung und brachte nichts weiter heraus, als die Worte: „Mein Sohn, mein Sohn!“ — Er selbst war der Vater jenes Verunglückten und erfuhr hier zum ersten Male von dessen Schicksal. Später nahm er um so herzlicheren Antheil an dem Loos der drei Knaben. Er gab ihnen das Geleit bis zur nächsten Stadt, Franeker, sorgte auch dort für ihr Unterkommen und ihre Mahlzeit und drückte ihnen beim Abschiede noch einige holländische Dukaten in die Hand.

Schon nach der zweiten Tagereise überzeugte sich Joachim von der Unmöglichkeit, mit seinen beiden kleinen Gefährten den Weg nach der Heimath zu Fuße zurückzulegen. Mit wundgelaufenen Füßen kamen sie am späten Abend in der holländischen Stadt Dokum an und suchten hier eine Herberge. Aber in ihrem dürftigen Aufzuge erweckten sie kein Zutrauen und wurden überall vor der Thür abgewiesen. Nachdem sie die ganze Stadt durchwandert hatten, kauerten sie sich endlich an einer Scheune der Vorstadt zusammen, wo sie einigen Schutz gegen Wind und Wetter fanden. Schlafen konnten sie aber vor Kälte nicht, sondern sie sprangen immer wieder auf, um sich die erstarrten Glieder durch Laufen zu erwärmen.

Es mochte um Mitternacht sein, als sie das Rollen von Wagenrädern und die Klänge eines Posthorns vernahmen. Bald darauf hielt ein Wagen in ihrer Nähe und ein Herr im warmen Pelze lehnte zum Schlage heraus. Als er die frierenden Burschen sah und von ihren Unfällen hörte, forderte er sie auf einzusteigen und nahm sie freundlichst in seiner Extrapost bis nach seinem Reiseziel Grönningen mit.

Von hier aus mußten sie nun doch die Post zur Weiterreise benutzen, so weit ihre Baarschaft reichte, und als diese erschöpft war, mußte die für den äußersten Nothfall aufgehobene Taschenuhr des verstorbenen Nettelbeck herhalten. Ein Kaufmann in Lübeck war so gutmüthig, ihnen darauf die Mittel zur Reise bis Kolberg vorzustrecken, so daß sie doch später das Andenken wieder einzulösen vermochten.

Im Nettelbeck'schen Hause herrschte Freude, als die Reisegefährten von ihren Fahrten und Wanderungen endlich wieder in Kolberg eintrafen. Diese aber empfanden nach ihrer Heimkehr aus der Fremde um so lebhafter, daß kein Ort der Welt mehr Glück und Frieden birgt, als das Vaterhaus. Auch der Knabe Nettelbeck, der beim Schiffbruch seinen Vater verloren hatte, fand bei Joachims Eltern die liebevollste Aufnahme. Die Erinnerung an die gemeinsam überstandenen Stürme und Gefahren begleitete die drei Nettelbeck durch das Leben und ward für sie zu einem Bande, das sie auch in späterer Zeit brüderlich umschloß.

Soviel von unseres Nettelbeck Jugendzeit. Wer sich so durch die Welt geschlagen hat, der ist wohl, wie mir dünkt, aus seinen ersten Jugendjahren heraus, und nur von diesen wollt' ich dich, lieber Leser, unterhalten. Die Erfahrungen aber, welche der junge Nettelbeck gesammelt, sind ihm für das Leben zu Statten gekommen; denn noch manche Reise hat er seitdem unternommen und in manchem Sturm auf hoher See das Steuer geführt. In allen Gefahren aber zeigte er unverzagten, festen Muth, Entschlossenheit und Geistesgegenwart, sowie den praktischen Sinn und gesunden Menschenverstand, der stets den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß. Durch diese Eigenschaften hat er seiner Vaterstadt und seinem Vaterlande später noch manche Dienste geleistet. Als einmal (es war im April 1777) der Blitz in den Thurm der Marienkirche einschlug und die Stadt von Feuergefahr bedroht war, da erinnerte sich Nettelbeck jenes Dachrittes mit dem Sohne des Glöckners in der Kinderzeit, und während die anderen Leute unten sich noch befannen, auf welche Weise wohl am besten dem schnell um sich greifenden Feuer beizukommen sei, war Nettelbeck schon mit thatkräftiger Hülfe bereit. Den Löschheimer zwischen den Zähnen, eine Handspritze unter dem zugedöpften Rocke, so kletterte er schnell in dem wohlbekannten Sparrwerke des Glockenthurms in die Höhe, und obgleich es von oben Ruß und Kohlen auf sein Haupt herabregnete, gelang es ihm doch, den Brand an der Stelle zu löschen, von wo er am gefährlichsten und schnellsten um sich griff.

Solche wackere Bürger sind der Stolz des Vaterlandes. Wir wollen sein Gedächtniß in Ehren halten, und wenn du, lieber Leser, einmal selbst nach Kolberg kommst, so vergiß nicht einen frischen Zweig auf das von Epheu umrankte Grab des schlichten, treuen Mannes zu legen. Er hat's verdient.



Kaiser Otto mit dem
Barte und Heinrich von
Kempten.

Ballade von
Julius Sturm.

Mit Original-Zeichnung
von
A. von Heyden.

I.

„Ich will dich lehren naschen, verwegne
Schwabenbrut!“

Der Truchseß schlug den Pagen, da
quoll vom Haupt das Blut.

Das sah voll Zorn Herr Heinrich,
’s war seines Herzogs Sohn!

Er gab dem stolzen Hösling mit blankem Schwert den Lohn.

Man trug bei Seit’ den Todten. Stolz trat der Kaiser ein.
„Wer brach des Schlosses Frieden? noch raucht hier Blut
am Stein.“

„Dein Truchseß ward erschlagen, weil er sein Amt ge-
wahrt.“

„Dann soll’s der Thäter büßen am Haupt, bei meinem
Bart.“

Als der von Kempten hörte, daß es sein Leben galt,
Pakt’ er am rothen Barte den Kaiser mit Gewalt;
Er schwang ihn auf die Tafel, das gab ein arg Geklirr,
Bem Pralle fiel zu Boden so Glas wie Goldgeschirr.

Der Ritter zückt das Messer: „Wagt’s einer mir zu
nahn,

Ist’s um des Kaisers Leben mit Einem Stoß gethan.“
Da schwor ihm zu Herr Otto, vom jähen Schreden blaß,
Bei kaiserlichen Ehren der schweren Schuld Erlaß.

Dann aber rief er zornig: „Räumt eilig Hof und Land;
Um mir den Bart zu scheren habt Ihr zu grobe Hand.“
Und froh der leichten Buße schritt Heinrich aus dem Schloß,
Und nach dem Schwabenlande trug ihn sein treues Ross.

II.

Im Feld lag Kaiser Otto, litt arg an Streichern Noth
Und ließ durch’s Reich ergehen ein strenges Aufgebot;
Und weil Herr Heinrich Lehen vom Stift zu Kempten trug,
Entbot den tapfern Ritter der Abt zum Heereszug.

Nach Wälschland ging die Reise; ’s war eine lange Fahrt
Und oft bedachte Heinrich, wen er gezaust am Bart,
Und als er stieß zum Heere, erlas er klug im Feld
Sich einen Platz zum Zelte fern von des Kaisers Zelt.

Einst kam ein schwüler Abend nach einem heißen Tag,
An dem im Bad der Ritter nach hartem Kampfe lag;
Er kühlte seine Wunden und wusch sich rein von Blut,
Und labte voll Behagen sich an der kühlen Fluth.

Da schlug an’s Ohr ihm plötzlich der Schreckensruf: Ver-
rath!

Und ohne Säumen schwang er sich aus dem frischen Bad,
Und legte nicht erst lange sich Kleid und Rüstung an,
Mit Schwert und Schilde sprang er durch’s Feld, ein
nackter Mann.

Nach wenig Augenblicken war er dem Feind nicht fern
Und sah umdroht von Waffen — den kaiserlichen Herrn!
Er warf sich auf die Schurken; — Geklirr und wüßt Ge-
schrei, —

Aus der Verräther Mitte hieb er den Kaiser frei.

Und derb die Hand ihm schüttelnd, sprach Otto: „Habe
Dank!

Zwar ist, seit du ihn zaufest, mein Bart noch immer
krank,

Doch heute muß ich loben die grobe Schwabenart:
Denn keine treure giebt es in Noth, bei meinem Bart!“

Von den Göttern der Germanen.

Von

Werner Sahn.

Mit Original-Zeichnungen von Julius Naue.



IV. Von den Zwergen.

In den folgenden Geschichten werden wir zu den Zwergen geführt.

„Was sind Zwerge?“ höre ich fragen; „gehören Zwerge auch zu den Göttern?“

Ihr denkt an die kleinen, schwachen, verkrüppelt gewachsenen Menschen, die wir im täglichen Leben so nennen. Hört aber die Geschichte, die unsere Vorfahren von der Entstehung, dem Aufenthalt und den wunderbaren Beschäftigungen der Wesen erzählt haben, die wir hier, in Verbindung mit Thor und Odin und den andern Göttern, „Zwerge“ nennen werden.

Wir müssen uns in die Zeit versetzen, da nach dem Glauben unserer Vorfahren Himmel, Erde und Meer noch nicht geschaffen waren.

Im äußersten Norden, so erzählte die Sage, wogten Meeresstrudel und ergossen sich nach allen Seiten; im äußersten Süden stiegen aus unergründlichen Kratern Feuer auf. Dazwischen war ein Raum, so groß und größer als jetzt die Erde von Süden bis Norden. Dieser Raum war ganz mit Eise bedeckt, bis an die wogenden Wasser im Norden, und im Süden, so weit die aufthauende Gewalt des Feuers es gestattete. Auf dem Eise aber lag in Urzeit schlafend ein Riese.

Zu diesem Riesen kamen die Götter. Und die Götter beschloßen aus seinem Leibe die Welt zu bilden. Sie kamen mit tödtlichen Waffen über ihn. Aus den Wunden, die sie ihm beibrachten, floß das Blut, so daß alles Eis rund um den Riesen davon bedeckt wurde. Die Götter zertheilten darauf den Leib und bildeten nach ihren Gedanken die Welt. Aus dem Fleische des Riesen machten sie die Erde mit ihren hügeligen Flächen; aus dem Blut das Meer und die Seen; aus den Knochen die Felsen; aus den Zähnen und Kinntbacken die kleinen und größeren Steine; aus den Haaren die Bäume; aus dem Schädel den Himmel; aus dem Gehirn die Wolken. Die Götter schmückten den Himmel mit Lichtern, mit Sonne, Mond und Sternen: mit Feuerfunken, die sich von Süden her auffangen ließen. Sie machten endlich aus zwei Bäumen, die am Meeresufer lagen, Menschen,

einen Mann und eine Frau, Asa und Embla, die Stammeltern aller Menschen.

In dieser Zeit war es auch, daß die Götter die Zwerge schufen. Als sie nämlich im Fleische des Riesen allerlei Gewürm umherkriechen sahen, sprachen sie: „Auch das Gewürm in diesem wunderbaren Riesen, der uns die Welt zu bilden gebietet hat, sei genügt!“ Und sie gaben allem, was lebendig umherkroch, Menschengestalt und Menschenverstand.

Da lief sofort viel krüppeliges und knüppeliges Volk umher, ratschelte und watschelte, verkroch sich und kam wieder vor, dunkelfarbige, kleine Leute mit verbogenen Gliedern, mit schiefen Schultern, mit breiten Händen und krummen Füßen. Sie liefen umher und fragten, wo sie bleiben sollten.

Und die Götter sprachen: „Bleibt, wo ihr gewesen seid, im Innern des Leibes; geht hinab in die Tiefe der Tristen, taucht zu den Sümpfen und Klüften, drängt zwischen die Steine euch durch, geht hin zu den Adern der Erze! Da baut euch die Kammern, da forschet umher, da rührt eure Hände, da nützt die Säfte und Kräfte! Euch sei aller Reichtum, den ihr nur findet auf all euren Wegen!“

Und wie die Götter sprachen, so geschah es. Die Zwerge wurden die Bewohner der Erbtiefe. Einige blieben nahe an der Oberfläche, besonders in weichen Sümpfen und Mooren; andre gingen tiefer hinab, dahin wo im festen Schacht das Gold und Silber zusammengedrängt liegt. Da bauten sich einige kleine, stattliche Häuser, andre begnügten sich mit natürlichen Schluchten und Buchten zum Ruhe- und Wohnort. Die meisten legten sich auf die Schmiedekunst, denn die Erze, die sie fanden, zogen ihren Sinn besonders an. Sie bauten Feuerherde, zur Seite große Blasebälge; sie fertigten Hammer und Ambos und alles andere Schmiedegeräth.

Mehr aber als dieses Geräth war bei all ihren Werken ihre große Klugheit ihnen behilflich. Denn eine wunderbare Feinheit der Sinne besaßen die Zwerge. Bald hatten sie, bei ihrem beständigen Weilen in den Gründen, alle Kräfte erprobt, die jedem Dinge inne wohnen und die das Ganze fest zusammenhalten.

Und sie lernten nicht nur die Dinge unter der Erde kennen. Während ihre Wohnung und ihre Heimath dem Willen der Götter gemäß daselbst war, kamen sie doch viel zur Erde hinauf, zur Nachtzeit nämlich, besonders bei Stern- und Mondenschein. Denn mit der Sonne, — so war es von Anbeginn, — mit der Sonne standen sie in Feindschaft. Wie stark und schlau die Zwerge waren, die Sonne war stärker und verstand es sie zu überlisten. Versäumte sich ein Zwerg beim nächtlichen Besuch über der Erde, so daß der Strahl der Sonne ihn traf, war es sogleich um ihn geschehn. Der Zwerg war in Stein verwandelt.

Der Wissens- und Wirkensdrang aber führte die Zwerge immer wieder zur Erde hinauf. Am meisten waren sie bei allen Wechselln des Mondes, bei den Vierteln, dem Neumond und Vollmond, eifrig und geschäftig, ihre Kräfte zu üben und zu äußern.

Sie wußten zwischen Himmel und Erde von allem, wie es im Innern beschaffen ist. Dinge, von denen gewöhnliche Wesen gar nicht glauben, daß sie überhaupt vorhanden seien, wurden ihnen ihrer Art und Verwendung nach bekannt. Sie wußten, wie der Tritt einer Katze klingt und wozu dieser Klang gut ist. Sie hörten die Stimme der Fische und wußten sie zu allerlei Werken zu verwenden. Sie singen den Vögeln, wenn sie schliefen, wenn sie flogen, den Speichel aus dem Schnabel auf und verstanden ihn mit jenen Klängen zu mischen. Keiner wußte, wie sie das vollbrachten.

Einige von ihnen waren auch von ganz außerordentlicher Körperkraft. Vier namentlich waren sogleich, als sie geschaffen wurden, so sehr stark, daß die Götter sie an die vier Enden der Welt nach Norden, Süden, Osten und Westen stellten und den Himmel tragen ließen, den schweren, dicken, großen Schädel des Riesens. Würden die Zwerge einmal mit Tragen und Halten nachlassen, so sank der Himmel sogleich zur Erde hinab und erstickte alles.

Wenn die Zwerge wohl wollten, den überschütteten sie mit Reichthum und Macht. Wenn sie aber übel wollten, der hatte kein Mittel zur Gegenwehr. Sie kamen bei Nachtzeit und thaten ihm, was sie nur wollten, raubten ihm die Habe, lähmten die Glieder, verwirrten ihm die Sinne, hauchten ihm Krankheit oder Tod an.

Es war eine sonderbare Art mit ihnen. Auch wenn sie jemand hätte sehen und beobachten können, er würde nicht gewußt haben, was in ihrer Seele vorgeht, ob sie lachten oder weinten, ob sie Gutes oder Böses im Schilde führten.

Nur den Göttern waren sie gern zu jedem

Dienste bereit. Was die Götter brauchten und weßwegen sie zu den Zwergen schickten, das gewährten sie sogleich. Darin, daß sie das Herrlichste für die Götter fertigten, suchte ein Zwerg den andern zu überbieten. Jenes mond- und sternfunkelnde Halsband der Frehja, von dem wir schon wissen, haben die Zwerge der Göttin geschmiedet. Jener Hammer, mit dem Thorr so zuverlässig in den schwersten Kampf mit den Thursen zieht, ist gleichfalls ihr Werk. Wir werden in der folgenden Geschichte hören, auf welche Veranlassung und mit welcher Zauberei der Hammer und andre Werke gefertigt sind.

Die Zwerge wohnen, wie es eines jeden Art ist, einzeln oder familien- und hordenweise im Schooße der Erde. Zur Nachtzeit gleichfalls zerstreuen sie sich auf der Erdofläche und in den Lüften oder gehen zusammen.

Wenn sie beim Morgendämmern zur Rückkehr in ihre Schlupflöcher sich rüsten, dann ist das letzte, was von ihnen geübt wird, daß einer — Thiodrörrir ist sein Name — ein Lied singt. Es ist ein Zauberkied, mit dem allen Wesen, den Aßen, den Alfen und Menschen, Kraft für den beginnenden Tag, Leibes- und Geisteskraft, eingeflüßt wird.

Ist das Lied verklungen und steigt die Sonne über der Erde auf, so ist mit einmal alles ruhig und leer. Und kein Mensch kann sich denken, was für ein Laufen und Rennen, Leben und Schweben, Steigen und Fallen, was für ein Strecken und Schrecken, was für ein Flüstern, Holtern und Poltern überall so eben stattgefunden hatte.

V. Von Odin und Freyer.

In der folgenden Geschichte von den Zauberkünsten der Zwerge werden wir — außer den Göttern, die wir schon kennen, namentlich außer Thorr und Loki, — einer Göttin, Sif mit Namen, und zwei Göttern, Odin und Freyer, begegnen. Sif ist Thorr's Gemahlin. Wir werden alles, was von ihr bekannt ist, aus der Erzählung selbst erfahren. Ueber Odin und Freyer aber wollen wir uns vorher ein wenig unterhalten.

Odin.

Als das Kämpfen der ältesten Tage, das zwischen Odin, Hönir und Loki, zu Ende gegangen, als Odin der Sieger geworden, die beiden andern gefangen gesetzt waren, da schien eine Zeit der Ordnung und Klarheit, des Friedens und Bestandes einzutreten.

Odin legte die Waffen, die Steine und Erze ab. Er schuf sich Söhne, mit denen gemeinschaftlich er die Welt regieren wollte. Sie nannten sich die Asen. Odin verband sich und die Seinen zu friedlichem, gemeinschaftlichem Leben mit den Göttern, den jungen Göttervölkern, den Asen und Wanen, die unterdessen in den nachbarlichen Gebieten, der Luft und dem Meere, ihr Walten begonnen hatten. Von den lieblichen, lichten Asen kam eine der Töchter, die schöne Idun, in die Gemeinschaft der Asen hinüber: sie wurde Bragi's Gemahlin, des gefanglumbigen Sohnes Odin's. Von den weisen, kräftigen Wanen hinwieder kam einer der Männer, der edle Mörder, in den Kreis der Asen. So waren alle, ob Götter dreierlei Art, doch zu gemeinschaftlichem Wollen, zu Frieden für alle Zeiten verbunden.

Drauf kamen die Götter zusammen, bestimmten zwölf von ihnen als die obersten, und Odin stand über allen. Sie nannten ihn „Vater“, „Allvater“, und gelobten seinem Willen zu gehorchen.

Und Odin, sammt den Zwölfen, ging in die Mitte der Stätte, da die Asen wohnten, inmitten Asgard's. Eine herrliche Flur war es. Ewig schien hier die Sonne. Und duftiges Gras, zum Tummelplatz für glückliche Spiele, wuchs aus dem Boden. Da bauten die Götter ein Haus, ein großes, schimmerndes Haus, aus edlem Golde. Und inmitten der Halle dieses Hauses stellten sie zwölf Stühle, und einen, den Hochsitz, für Odin auf. Dann kamen sie zur Sitzung zusammen und beriethen das Wohl aller Wesen der Welt.

Sie zogen die Richtschnur zwischen Recht und Unrecht. Und Odin sprach: „Treue und Wahrheit vor allem sollt ihr schützen; heilig seien zu jeder Zeit und unter allen Wesen die Eide! So seien wir Götter die Stützen und Bande der Welt.“

Gütig waren die Götter. Sie gönnten Freude und Glück, wem es auch sei. Wohlgesittete Menschen und Völker waren ihnen willkommen. Lächelnden Blickes schauten sie auf ihre Mahle, auf ihre Spiele und Scherze.

Alles war geordnet. Sonne und Mond kannten ihr Steigen und Neigen, die Sterne ihr Stehen und Drehen, die Lüfte ihr Schwingen und Singen. Den Flüssen waren ihre Straßen, den Bergen und Thälern ihre Stätten, den Völkern ihre Fluren gegeben. Jedes war in dem Seinen und Friede ringsum.

Für Odin, daß er über alles wachen könnte, erbauten die Götter, höher als was sonst irgendwo empor strebt, einen herrlichen Thronsiß. Steigt Odin

die leuchtenden Stufen hinauf und setzt er dort oben sich nieder, so überschaut er die Lande und Meere, und nichts in allen Welten, in den Lüften und auf der Erde, vermag seinem Blicke sich zu entziehen.

„Allvater und Allwalter, Rechtes Vorsitz und Weltenstütze, Wunschgewährer“, das sind die herrlichsten von den vielen Namen, mit denen Götter und Menschen Odin anrufen. Sie waren ihm schon eigen, als noch in Friede und Glück alles so bestand, wie Odin mit den Zwölfen es gegründet hatte.

Nicht lange währte es also. Feinde erwachsen den Göttern und auf Kampf mußten die Asen bedacht sein.

Da war es Odin vor allen, der um die Herrschaft und den Sieg sorgte. Immer war er auf Fahrten, Kunde zu holen, sein Wissen zu weiten, sich Anhang zu schaffen, seine Kräfte zu stärken, seine Gewalt zu zeigen. Da kamen allmählich andere Bestrebungen in ihm auf. Es schwand der Glanz der schönen, heitern Jugend seines Lebens. Da wurde er ein mächtiger starker Kriegsgott, ein gewaltiger Fürsten- und Völkererregger, ein unruhiger Gott, vor dem die Welt in Angst und Schrecken lebte. Selten ließ er sich an dem, was ihm schon eigen war, genügen. Ausproben, erforschen, gewinnen, darauf gerieth sein Sinn.

Aber diese Zeiten sind später. Ich erzähle ein ander Mal, wie alles so kam und wurde.

Freher.

Mörder heißt der Gott, der von den Wanen her, vom Meere herauf, zu den Asen gekommen ist und unter ihnen Wohnung und Herrschaft aufgeschlagen hat.

Ein herrlicher Gott und ein Stolz der Asen wurde Mörder. War er doch auf nichts als Wohlthum bedacht. Seinen Palast erbaute er am Ufer des Meeres. Er leitete die Winde und stillte die Bogen; er führte die Schiffe, die auf Fischfang und die mit Kaufmannswaaren auszogen, und wenn sie heimkehren. Er war so reich, daß er allen, die ihn darum anriefen, gewähren konnte, worum sie ihn baten, liegendes und bewegliches Gut.

Mehr aber wurde Mörder noch der Stolz der Asen durch die Kinder, die ihm zu Theil wurden, Freher, den Sohn, und, die wir schon kennen, Frehja, die Tochter.

Als Freher geboren wurde, war es ein großes Fest unter allen Göttern. So schön schien ihnen der Knabe, daß die Götter nicht anders meinten, als daß auch die Seele schön sein werde, die in ihm

auffäme. Als die Zeit nahte, daß ihm zum Zahngebilde das Geschenk gegeben werden sollte, einigten sich die Götter, das weite, große, das leuchtende, liebliche Alfheim ihm zu geben, das bläuliche Alfheim mit seinen Luft- und Strahlenwegen. Alle die freundlichen Alfen freuten sich, ihn als ihren Gebieter ehren zu können und unter sich zu wissen.

Unter den Altersgenossen, mit denen Freyer zusammen erzogen wurde, war ein Knabe, Skirnir mit Namen. Dieser wurde ihm der liebste. Einen reinlichern, willfährigern und liebevoll sorgsamern Knaben gab es nicht. Freyer gewöhnte sich so an Skirnir, daß er innige Freundschaft mit ihm schloß. Sie waren alle Tage zusammen und theilten sich alles von Herzen mit.

Im Umgang mit den Alfen und mit Skirnir, wie hätte es geschehen sollen, daß etwas Böses an Freyer heranträte? So rein und gut blieb Freyer's Seele, daß er Niemand betrüben mochte, daß er immer nur dachte, wie er andern helfen, wie er andere beglücken könne.

Von Alfheims lichten Gefilden herab herrscht Freyer über Sonnenschein und Regen. Er vertheilt beides, wie es den Völkern der Erde erwünscht und gut ist. Die Menschen bauen ihm Altäre, loben ihn und danken ihm für Fruchtbarkeit und Frieden.

VI. Die Geschichte von den Zauberwerken der Zwerge und von Loki's Schelmerciem.

Daß der Friede nicht unverändert in den Welten bestand, kam von den Thursen her. Anfangs hielten sich die Thursen, fern von den Göttern, im Osten und Norden. Allmählich aber, als ihrer mehr wurden, wuchs ihnen der Muth. Und sie kamen in Horden, mit Steinen und Keulen bewaffnet, und störten den Frieden, zuerst der Schützlinge der Götter, der Menschen, dann auch der Götter selbst. Hinterrücks kamen sie, jetzt durch einen dichten Wald, wo die Dunkelheit ihre Schaaren verbarg, dann auf schnell segelnden Schiffen um die Felsenvorsprünge der Meeresufer herum. Hinter Wall und Graben verbargen sich die Götter. Denn schon wurde es ihnen zweifelhaft, ob sie in offenen Schlachten den Feinden gewachsen seien. Was irgend zum Heergefolge sich werden ließ, das riefen die Götter zusammen. Aber das Heergefolge forderte Sold, und der Reichtum der Götter schwand über den unablässigen Kriegen dahin.

In dieser Noth war es, daß die Götter sich Loki's erinnerten. Und besonders Thorr, dem wegen seines Kampfesmuthes, und Freyer, dem wegen

Deutsche Jugent. VIII.

seiner Friedensliebe diese Zustände schmerzlich waren, machten Odin einen Vorwurf daraus, daß er jenen Gewaltigen aus Urzeit nutzlos gefangen halte. „Loki könne, wenn er befreit würde, den Göttern dienlich sein.“

Odin war gleichfalls der Meinung. „Zwar sind Feinde, die man einstmals gebemüthigt hat, auch wenn sie später zu Verträgen sich entschließen, selten zuverlässig. Aber,“ so meinte Odin, „Loki hat empfunden, wer von uns der stärkere ist, und wird sich hüten, von neuem mit seinem Besieger Kampf zu versuchen.“

Loki wurde aus dem Gefängniß im Schooß der Erde hervorgeholt, freies Umgehn in den Hallen und Vesten der Götter wurde ihm gewährt; nur sollte er den Vortheil der Götter wahrnehmen und namentlich im Kampf mit den Thursen auf ihrer Seite stehen.

Kaum einen Tag war Loki in Freiheit, da zeigte sich seine schelmische, boshafte Art. Im geräumigen Hause Thorr's ging er umher und fand in einem Saale die Göttin Sif, Thorr's Gemahlin, einsam sitzen, Sif, die vor allen andern Göttinnen durch Schönheit des Haarwuchses sich auszeichnete.

Wer weiß, wo er sie sogleich her hatte: kurz nicht ein Augenblick verging, da stand er mit der Scheere hinter der Göttin, und im Umsehn war alles Haar abgeschnitten. Die Göttin schrie, Loki lachte. Und über dem Lärmen stand plötzlich Thorr da.

„Ei, du Böfewicht, du Haaredieb!“ rief Thorr und faßte ihn mit seinen knöchigen Fingern; „ich zerbreche dir alles im Leibe! Sieh, also lohnt du's, daß wir aus deinem Stalle dich hoben?“

Loki wand und krümmte sich; jämmerlich verzog er die Miene. Er glaubte im Augenblick zu verenden. „Gieb Friede!“ schrie er und wimmerte; „ich schaffe dir Buße: Buße, daß du und Sif, daß ihr Götter alle sie genügend findet! Ich schaffe euch Rüstzeug, Reichtum und Waffe, daß ihr nie wieder Noth im Kampf mit den Thursen leidet! Laß von meinen Gliedern deine Finger, daß ich hinab eile und die Zauber der Zwerge euch bringe!“

„Hüte dich wohl,“ gab Thorr zur Antwort, „vor Lug und Trug! Ich weiß dich zu finden, wenn du nicht Wort hältst, und werde dich fassen, wo du auch bist.“

Loki flog schnell von Thorr's Palaß zur Erde hinab, er fuhr dann in die nebelbichten, wegengen Gründe, sank in das feuchte Flachland der Moore, dann in das staubige Geröll der Steine. Drauf kam er an die glitzernden Fluthen des Silbers, an die funkelnden Ströme des Goldes. Als er drüber

hinfuhr, stammten zur Seite in den nächtlich dunkeln, lautlosen Bergen farbige Kleinode. Endlich, als er landete, fand er sich in einem lieblichen Thal bei Iwald, einem freundlichen, kiderumspielten Alten. Viele Schmieden arbeiteten in dem Thal, die Feuer knisterten, die Herde qualmten. Ueberall waren wunderbare Werke aufgespeichert. Es strahlte die Luft von den Strahlen, die sich begegneten und aneinander vorbei prallten.

Freundlich begrüßte Iwald den Gast, und fragte nach seinem Begehr. Und sogleich als Loki gesprochen, „er wünsche Sühne für Sif's Haar, er wünsche auch Rüstzeug für Odin und Freyer zum Kampf gegen die Thursen,“ da entfernten sich Iwald's Söhne. Und nicht lange wahrte es, daß sie zurückkehrten.

„Hier bringen wir,“ sprachen Iwald's Söhne, „was du begehrt. Sieh dieses Haar für Thorr's Gemahlin; es ist von Gold, doch wächst es wie gewöhnliches Haar. Und schneidet ihr's ab, so wächst es gleich wieder. Und was wir Odin senden, ist dieser Speer. Wenn Odin ihn auswirft, so fliegt er, ungezielt und ungesehn, und trifft und tödtet sogleich den Feind. Und was wir Freyer senden, ist dieses Schiff. Es ist ein Schifflein eigner Art. Wie geräumig es Freyer haben will, sogleich nach seinem Belieben ändert es Größe und Gestalt. So groß kann es werden, daß alle Götter insgesammt mit reichlichem Heergefolge und Rüstzeug drin Raum finden; so klein hinwieder, wenn die Fahrt zu Ende ist, daß Freyer es wie ein Tuch zusammen falten und in die Tasche stecken kann. Und noch etwas ist gut an dem Schiffe. Denn wohin auch die Götter zu fahren gewillt sind, immer findet sich zu dem Schiffe der richtige Fahrwind. Sind nur die Segel aufgezo-gen, und das ist leichte Mühe, dann fährt das Schiff von selbst zu dem Ziel, das Freyer ihm stellt.“

Loki dankte den freundlichen Zwergen und lobte ihre Werke. Sogleich aber, als er weiter gegangen war, sprach er bei sich: „Wer weiß, ob es genug zur Buße ist! Viel verlangend sind die Götter. Und Thorr's knochige Finger fühle ich noch um meine Gelenke.“

Er ging zu den Zwergen, die ihm als die kunstreichsten von allen bekannt waren, zu Sindri und Brock. Zwei Brüder waren es, die zusammen arbeiteten. Aber Sindri war der Zaubermischer, Brock leistete nur Handlangerdienste.

Als Loki an ihren abgelegenen Wohnort kam, traf er Brock auf dem Wege. Und sogleich begann Loki mit ihm zu unterhandeln. Er zeigte ihm die

Gaben von Iwald's Söhnen und sagte, dieß seien jedenfalls die vorzüglichsten Werke, die Zwerge jemals gefertigt hätten oder jemals fertigen würden.

Brock besah sich die Werke und erkannte sogleich die Zauberei. Dann aber lachte er und sagte: „Mein Bruder Sindri fertigt doch noch Vorzüglicheres.“

„Das glaube ich nicht,“ rief Loki, „ich verwerthe mein Haupt darauf.“

Sindri wurde gerufen, und auch Sindri war derselben Meinung. „Ich gehe die Wette ein,“ sprach er, „und glaube, daß Loki sein Haupt verlieren wird.“

„So wendet euch zur Arbeit!“ rief Loki und lachte.

Die beiden Brüder gingen zur Schmiede. Sindri hob von seinem Vorrath eine Schweinshaut herauf, trat dann zum Herde und legte die Haut in das Feuer. Zu seinem Bruder, der schon am Blasebalg stand, sprach er: „Nun rüstig auf und ab! Der Windhauch soll nicht ruhen, bis ich wiederkomme!“ Dann ging er aus der Schmiede, und Brock war allein.

Da summt es eben zur offenen Thür herein, eine große, scharfrüßlige Fliege. Sie summt nicht lange. Grad auf Brock's Hand flog sie, setzte sich nieder und stach. Doch Brock achtete ihrer nicht. Er hielt den Schwengel des Blasebalgs, hob und beugte ihn ohne Unterlaß.

Vald darauf kam Sindri zurück. Und als er das Werk für beendet erklärte, mit der Zange ins Feuer faßte und was daraus geworden war, hervorholte, da war es ein großer lebendiger Eber mit goldenen Borsten, der seine Glieder streckte und feurig um sich sah. Sindri verwies den Eber in die Ecke der Schmiede. Da lag er ruhig.

Drauf beugte sich Sindri wieder zu seinem Vorrath und nahm ein Stückchen Gold herauf. Er trat zum Herde und legte das Gold in das Feuer. Und wieder zu seinem Bruder, der schon am Blasebalg stand, sprach er: „Nun rüstig auf und ab! Der Windhauch soll nicht ruhen, bis ich wiederkomme!“ Dann ging er aus der Schmiede und Brock war allein.

Gleich summt es zur offenen Thür herein, eine große, scharfrüßlige Fliege. Sie summt nicht lange. Grade auf Brock's Hals flog sie, setzte sich nieder und stach. Doch Brock achtete ihrer nicht. Er hielt den Schwengel des Blasebalgs, hob und beugte ihn ohn' Unterlaß.

Als Sindri zurückkehrte, das Werk für beendet ausgab und drauf mit der Zange aus dem Feuer

hob, was sich gebildet hatte, war es ein glänzender, schwerer Goldring geworden. Sindri hielt ihn noch vor das Auge. Dann sprach er: „Es ist gut! ich sehe, er lebt und wächst!“ und legte den Ring auf den Tisch neben Goldborst nieder.

Und wieder beugte sich Sindri zu seinem Vorrath. Jetzt nahm er ein Stückchen Eisen herauf. Damit trat er zum Herde und legte es in's Feuer.

vorquoll, dann links. Aus beiden Augen tropfte das Blut und nachtschwarz ward es Brock vor den Augen. Da ließ er, um die Fliege zu verschrecken, die Hand von dem Schwengel los, und der Windhauch ruhte einen Augenblick.

„Weh, weh,“ rief Sindri, der grade hineintrat, „was wird nun geschehn sein!“ Er faßte mit der Zange in's Feuer, und betrachtete den Hammer,



Und wieder, wie vordem, sprach er zu seinem Bruder: er solle nicht ruhen mit Heben und Senken; leicht könne das Werk mißlingen und alles wäre dann vergeblich, wenn der Windhauch nur einen Augenblick fehlte. Dann ging er wieder aus der Schmiede hinweg und Brock war allein.

Und wieder summte zur offenen Thür die große Fliege herein. Sie flog grade auf Brock's Gesicht und setzte sich zwischen die Augen. Da faß sie und stach, zuerst rechts in's Augenlid, daß das Blut her-

den er hervorhob. „Zum Glück,“ sprach er, „ist der Schade nicht groß. Nur etwas zu kurz ist der Stiel gerathen.“

Sindri nahm darauf die drei Werke. Und beide Brüder gingen an den Ort, wo Loki geblieben war.

„Hier sind die Werke,“ sprach Sindri, „von denen ich meine, daß sie besser als Iwald's Gaben sind. Ich werde ihren Werth dir künden. Goldborst, der Eber, ist Gabe für Freyer. Gar herrliche Fahrten wird Freyer mit ihm machen. Der Eber steigt durch

die Luft über Land und Meer. Zum Rennen ist er nie müde. Und wo er den Weg nimmt, leuchtet's von ihm und wird heller als die Sonne. Und wäre es bei Nacht, und wäre es im Schwarzwald, die Götter können nun immer erkunden, ob Feinde sich nahen. Und der Goldbring hier ist Gabe für Odin. Du siehst mit deinem Auge nicht, daß er lebt und wächst. In der That aber ist er so wunderbar, daß er schwillt und groß und schwer wird, so daß in jeder neunten Nacht acht eben so schwere von ihm herabfallen. Nie fehlt es den Göttern hinfort an Golde, ihr Heergefolge zu lohnen. Und der Hammer endlich ist Gabe für Thorr. Der Schrecken der Thursen wird dieser Hammer sein. Denn jeder Widersacher der Götter, auf welchen Thorr ihn hinabwirft, liegt sogleich zermalmt und zerschmettert da. Nie irrt der Hammer seines Ziels, wenn Thorr ihn ausgeworfen hat. Und so wunderbar ist er, daß er von selbst in Thorr's Hand zurückfliegt. Jetzt scheint er dir ein großer, grimmigter Hammer. Doch wenn Thorr vom Kampfe ruhen will, kann er nach Belieben ihn klein und leicht werden lassen, so klein und leicht, daß er ihn bequem in der Tasche bei sich trägt."

"Prahler sind die Zwerge immer!" rief Loki. "Nicht ihr, sondern die Götter werden entscheiden, welche Werke besser sind, ob die von Zwald's Söhnen oder eure! Noch ist meine Wette nicht verloren."

Sindri beauftragte darauf seinen Bruder, mit Loki zu gehen und von den Göttern die Entscheidung zu erbitten.

Als Odin, Thorr und Freyer vernahmen, daß Loki von den Zwergen mit zweifachen Gaben für jeden von ihnen zurückgekommen sei, und daß sie um der Wette willen ihren Richterspruch geben sollten, ließen sie Loki und den Zwerg Brock vor sich. Sie schauten die Werke, vernahmen, welche Zauber in ihnen lagen, und dankten Loki und den Zwergen.

"Was aber den Vorzug anbeträfe," sagten sie ohne Bedenken und Zögern, "so verdienten Sindri's Werke größeres Lob. Besonders der Hammer sei in den Nöthen, unter denen sie litten, das beste, das sich wünschen ließe."

"So hat er sein Haupt verwirrt," rief Brock. Loki aber lachte und spottete. "So nimm es!" sprach er. Mit den Worten war er durch die Luft auf seinem Wunderschuh dahin geschritten. Und der Zwerg stand betroffen da.

Angstlich rief er zu den Göttern um Hilfe. Und Thorr war sogleich bereit für Recht zu sorgen. Er flog mit seinen Schwingen dem Frevler nach, faßte und brachte ihn zurück.

Aber Loki lachte auch jetzt noch. "Mein Haupt ist verwettet," sprach er zu Brock, "und du schärfst schon, mir's abzuschlagen, das Beil? Selch Unrecht werden die Götter nicht zulassen. Mein Haupt sollst du haben, doch hüte dich den Hals zu verletzen."

Da sah Brock, daß es also nicht ginge. Das Beil ließ er fallen. Als er aber sein Messer versuchte, ihm die Lasterlippen zu durchstechen, zeigte es sich zu stumpf. "O, wollte Sindri die Nadel mir senden!" rief er. Und im selben Augenblick flog die Nadel von unten herauf ihm in die Hand.

Mit dieser Nadel durchstach er nun wirklich die Lippen Loki's, schlang ein Seil durch die Löcher und knüpfte es fest zusammen. Denn er sagte: "Das Haupt gehört mir und ich kann damit verfahren, wie es mir gefällt!"

Aber Loki blieb derselbe. Auch mit dem Seil in den Lippen konnte er reden, spottete und lästerte: "Ich reichte den Göttern Rüstzeug und Reichthum. Mit Listen betrog ich, aus Nöthen erlöste ich; mich loben, mich schützen die Götter."

Loki frohlockte und spottete. Weh aber den guten Göttern, daß sie solcher Hilfe bedurften! —

(Fortsetzungen folgen.)

Sprüche von Heinrich Viehoff.

Wer nichts an Gut und Geld den Seinen kann vererben,
Mag um so eifriger um guten Leumund werben.
Des braven Mannes Ruf, von jedem Flecken rein,
Trug Kindeskindern oft noch reiche Binsen ein.

Wahr ist's, es kommt im Menschenleben
Ein Unglück selten ganz allein;
Doch fürstlich zieht auch Glück, umgeben
Von herrlichem Geleit, herein.

Al Tarims Lehren.

Vergiß, wie klein der Mensch, am guten Tage nicht.
Im Unglück denk', wie groß er ist, und zage nicht.
Die Stunde nütze frisch; was dir die Zukunft birgt,
Dartüber quäle dich mit eitler Frage nicht.
Wenn du nach Tücht'gem strebst, so harre mutzig aus;
Der mächt'gen Eiche Stamm fällt Einem Schläge nicht.
Und wenn du fruchtlos rangst, so hülle schweigend dich
In dein Bewußtsein ein und schilt und klage nicht.



Frühlingsgrüße.

Von

Victor Blüthgen.

Original-Vignette von Paul Thumann.

Alles neu
 Macht der Mai,
 Macht die Seele froh und frei.
 Hoffmann von Fallersleben.

Grüß' dich Gott schön, Frau Sonne,
 So lind und so klar,
 Grüß' dich Gott, holder Frühling

Mit Blüten im Haar!
 Nun verlaufen die Stürme,
 Die Wasser sind frei,
 Und es jauchzen die Lerchen:
 Alles neu macht der Mai!

An den Bäumen ihr Blätter,
 Ersehnt schon im März,
 Und ihr Blumen zu tausend,
 Ich drück' euch an's Herz.
 Eure Kleidchen, so traurig
 Gebleicht und entzwei, —
 Was der Winter verdorben,
 Alles neu macht der Mai!

Was in Lüften sich wieget,
 Was zwitschert und pfeift:
 Gottwillkommen, ihr Säger,
 Die fern ihr geschweift!

Ueber Länder und Meere
 Zog's Herz euch herbei, —
 Und zum Hausen und Schmausen
 Alles neu macht der Mai!

Guten Morgen, ihr Falter, —
 War's Bettchen recht weich?
 Guten Morgen, ihr Fischlein,
 Ihr Fröschlein im Teich!
 Thut nur auf eure Augen,
 Die Nacht ist vorbei,
 Und der Tanzplatz ist fertig, —
 Alles neu macht der Mai!

O du goldiger Frühling,
 Ich trinke dein Licht,
 Und Betrübniß im Herzen
 Die duldet es nicht;
 Und ich schau' dir in's Auge
 Die Brust froh und frei, —
 Wie die Lerchen aufjauchz' ich:
 Alles neu macht der Mai!

Die Erdbeere.

Von

Johannes Trojan.

Erdbeere, noch blühst du,
 In die Welt so freundlich siehst du!
 Aus dem Moose schon von fern
 Leuchtest du, ein weißer Stern!
 Nicht ins Sträußlein bind' ich dich,
 Nicht ins Kränzlein wind' ich dich.

Hier bleib' in Frieden stehen,
 Ungepflicht, ungesehen!
 Wart' auf mich!
 Wart' auf mich!
 Wann du roth bist, dann hol' ich dich!



Von
Richard Avenarius.

Es hoßt — euch allen wohl bekannt —
Ein kleines Männlein an der Wand.
O seht doch! nur Ein Bein hat er,
Das schlenkert gern er hin und her;
Wobei, wenn's auch nur langsam geht,
Die Arme durch die Luft er dreht.
Und wenn er — was ihm oft passiert —
Mit „Schnurren“ „aufgezogen“ wird
Von einem frohen Menschenkind,
So ist er drum nicht bösefinnt,
Und bleibt, als Kenner seiner Zeit,
Zu Auskunft Tag und Nacht bereit,
Wobei er doch nur wenig spricht;
Denn als ein Mann von viel Gewicht
Er auch nur selten reden mag:
Doch spricht er, dann geht's Schlag auf Schlag —
Hörst du's, so richte dich danach!

Von
Georg Lang.
(Räthsel-Gebicht.)

Du hast zwei stinke Dienerinnen,
Die treulich dir zur Seite stehn.
Du bleibst daheim, du gehst von hinnen,
Sie werden immer mit dir gehn.

Und wenn sie dir zu dienen wissen,
Sie greifen unverdrossen zu,
Und suchen erst das Ruhelissen,
Wenn du dich selber legst zur Ruh.

Und seltsam! Ob du deinen Lieben
Sie tausendmal gegeben schen,
Sie sind dein eigen stets geliebet
Und ließen nimmer dir davon.

Von
Caroline Lange.
(Räthsel-Fragen.)

1.
Welches ist die kälteste Note in der Musik?
2.
Welchen deutschen Dichter fressen die Vögel?
3.
Welch ein Maß befindet sich unter deinen Verwandten?
4.
Welches Land ist am zerbrechlichsten?
5.
Welcher deutsche Berg ist ein Stückwerk?
6.
In welche Bekleidung geräth der Mensch, wenn er heftig und ärgerlich wird?
7.
Wie heißt das Ding, das der Gelehrte Viel höher als ein Weinsäß schätzt?
Wie heißt das Ding, das oft begehrte,
Was jeder Schüler vor sich setzt?

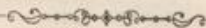
Von
Friedrich Güll.

1.
Ich bin ein Vogel, goldig schimmernd,
Ein I voran, wehklagend, wimmernd.
Mit einem H helf' ich dem Schmiede brav,
Mit einem K umfried' ich deinen Schlaf.
2.
Mit p begleit ich dich auf jeder längern Reise,
Mit b bin ich dabei dir oft die einz'ge Speise;
Bin plump und schwer mit p, zierlich mit b und leicht,
Vom Regen oft mit p, mit b von Milch durchweicht.

Auflösung der Räthsel Seite 30.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Landsmann und Landmann.
2. Leben und Nebel.
3. Das Becken, Bäckchen, Bäckchen, Päckchen.
4. Ladung.
5. Lustschloß, Lustschloß.





von Robert Löwike.

I.

Alfred besuchte seine beiden Vettern Fritz und Emil und hörte von ihnen, daß sie eben den Inhalt ihrer Sparbüchsen durchgezählt hätten.

„Wie viel Geld,“ fragte er sie, „hat denn jetzt jeder von euch?“

„Ei,“ antwortete Fritz, „das sollst du dir selbst ausrechnen. Denk dir nur, wenn ich meinem Bruder Emil zwei Mark von meinem Gelde abgeben würde, so hätte er eben so viel, als mir noch bliebe. Wenn aber Emil mir zwei Mark von seinem Gelde gäbe, so würde ich gerade doppelt so viel haben, als ihm noch bliebe.“

Alfred rechnete einige Minuten und sagte dann: „Ich hab's heraus. Nun sollt ihr aber ausrechnen, wie viel Geld ich in meiner Sparbüchse habe. Wenn Fritz mir die Hälfte von seinem Gelde und Emil außerdem noch den fünften Theil von dem seinigen geben würde, so würdet ihr beide zusammen noch zwei Mark mehr übrig behalten, als ich hätte.“

Wie viel Geld hatte jeder der drei Knaben in seiner Sparbüchse?

II.

Ein Weinhändler erhält von einem Geschäftsfreunde aus Frankreich zwei Fässer Wein, von denen das größere 160 Liter, das kleinere 125 Liter faßt. Güte und Preis des Weines ist in beiden Fässern gleich; aber das größere (leere) Faß ist ihm 5 Mark theurer gerechnet als das kleinere. Wenn er nun für das erstere zusammen mit dem darin enthaltenen Wein 208 Mark, für das letztere zusammen mit dem darin enthaltenen Wein 161 Mark bezahlt, wie theurer ist dann das Liter Wein und jedes der beiden Fässer gerechnet?

III.

Ein Schäfer wurde einmal gefragt, wie viel Schafe er in seiner Herde hätte.

„Als ich gestern so allein auf dem Felde war,“ antwortete er, „wurde mir die Zeit recht lang, und da habe ich mir Folgendes ausgedacht. Wenn ich von meinen Schafen die Hälfte und noch ein halbes verkaufen würde,

dann von den noch übrig bleibenden wieder die Hälfte und noch ein halbes, und so noch ein drittes, viertes und fünftes Mal immer die Hälfte des Restes und noch ein halbes dazu, so würde ich gerade noch 1 Schaf übrig behalten.“

Wie viel Schafe hatte er in seiner Herde?

IV.

In einem Regiment waren von dem ersten Jahrgang 50 Soldaten mehr als von dem zweiten, und von dem zweiten 70 Mann mehr als von dem dritten. Wenn nun die Zahl der Soldaten aller drei Jahrgänge 2800 Mann betrug, wie viele gehörten dann zu jedem Jahrgang?

V.

Ein armer Mann kam zu einem reichen Sonderling und bat ihn um ein Almosen.

„Ei, Freund,“ sagte der letztere, „schenken thue ich Euch nichts; aber wenn Ihr arbeiten wollt, so will ich Euch gern etwas verdienen lassen. Ihr seht dort auf meinem Hofe drei Haufen Ziegelsteine. Die Zahl der Steine in den drei Haufen ist sehr verschieden. Zuerst müßt Ihr die Steine genau durchzählen. Dann tragt von dem ersten Haufen dort links so viel Steine auf den zweiten, als schon in dem zweiten sind, darauf von dem zweiten Haufen so viel Steine auf den dritten, als schon in dem dritten sind, endlich von dem dritten Haufen so viel Steine auf den ersten, als noch in dem ersten liegen. Wenn Ihr das gethan habt, seid Ihr fertig und braucht mir nur noch zu sagen, wie viel Steine dann in jedem der drei Haufen liegen.“

Schnell machte sich der andere an die Arbeit, die er bald beendigt hatte. Als er dann zurück kam und meldete, daß jetzt in jedem der drei Haufen gerade 640 Steine lägen, erhielt er den versprochenen Lohn und ging erfreut davon.

Wir aber wollen einmal ausrechnen, wie viel Steine ursprünglich in jedem der drei Haufen waren.

Anflösung der Knackmandeln Seite 31.

Von Robert Löwike.

I.

Als Hans Wohlge-muth zuerst seine Baarschaft zählte, betrug sie 22 Groschen.

II.

Der Kunde hatte 3 Flaschen von der theuersten, 7 Flaschen von der mittleren und 14 Flaschen von der billigsten Sorte genommen.